

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 5.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften;
vierteljährlich 2½ M.

— Berlin, 1. März 1893. —

Große Ausgabe mit allen Kupfern
vierteljährlich 4½ M.

XX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Leichtsinziges Volk.

Novelle von Paul Oskar Höcker.

(Fortsetzung.)

Sriedel war entsetzt zurückgeprallt. Konsti lachte höhnisch auf. Er ließ von dem jungen Maler ab, steckte die Hände in die Taschen und sagte: „Heirathen Sie nicht, Kerlchen. Nein, nein, Sie sind zu schade dafür. So ein Weib saugt Sie aus, Sie müssen arbeiten wie in der Tretmühle, um Putz und Kleider anzuschaffen, — und wenn Ihr Gehirnschmalz eines Tages verbraucht ist, so höhnt Sie Ihre Frau noch obendrein aus und schimpft Sie einen Pfuhscher. Ach, gehen Sie mir mit dem ganzen Weiberkrum.“

In diesem Augenblick wurde die Thüre aufgerissen. Frau Susanna stürzte in's Zimmer.

„Wo bleibst Du, Kora? Du sollst hinübergehen

in's Atelier und Adieu sagen! Die Leute sind schon nebenan. Wir sind ja blamirt — wir sind ja blamirt!“

„Hahahaha!“ lachte Konsti zornig. „Blamirt — das ist ihre einzige Sorge! . . . Ja, Kora, husch, hinüber mit Dir! Schön Händchen geben! Dann entlast den jungen Herrn in Gnaden. Sagt, ich sei aus Versehen verrückt geworden und könnte deshalb meine Reserven nicht erweisen. Er möchte doch entschuldigen!“

Die beiden Mädchen blickten den Vater entsetzt an. Seine Gesichtszüge waren verzerrt, seine Augen rollten wild und unstill. Konsti erhob drohend die Hand gegen Kora und rief: „Mädel, jetzt zeig, daß Du noch nicht so tief unten stehst, wie Dein Vater!“

Frau Susanna stampfte mit dem Fuße auf.

„Unterbrich mich nicht!“ schrie der Meister sie an.

Dann fuhr er zu Kora gewandt fort: „Da hör' mal her, Mädel. Hast Du den Mann wirklich lieb, so wirst Du ihn nicht fortgehen lassen, ohne ihm alles zu sagen. Daß ich ein Lump bin und — und daß da nebenan im Zimmer geiegelt wird.“

„Vater!“ schrieken die Mädchen auf.

„Kora, komm,“ drängte Frau Susanna, „mit einem Kranken soll man nicht rechten. So sei doch nicht thöricht, Kind. Das ist ja nur die reine Bosheit, weil — weil . . .“

Mit leuchtendem Athem stand Florian da.

„Sag's doch!“ stammelte er endlich mit leichenblaffen Lippen. „Weil — weil er der leibliche Sohn von dem Manne ist, der mich einen Betrüger . . . o mein Gott, mein Gott!“

Konsti brach wieder in krampfhaftes Weinen aus.

Kora war's, als ob ihr eine eisige Hand in's Genick gefaßt hätte. Sie wankte und tastete mit den Händen um sich. Sascha sprang ihr zu Hülfe. Aber Kora schob sie von sich, raffte sich auf und schritt in feßer Haltung nach der Thüre.

Geisterbleich starrte Frau Susanna ihr nach. Ein unbändiger Zorn erfaßte sie. Sie hatte sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, daß ihre Kora dem jungen Manne gehören sollte, und sie wollte ihre Pläne um keinen Preis gestört sehen.



Die Musik-Verständigen. Nach dem Bilde von Minna Stöck. — Siehe Seite 39.

Photographie-Verlag von Otto Weirauch, München.

„Was willst Du thun, Mädchen?“ rief sie Kora bebend zu.

„Adieu sagen!“

14.

Ein furchtbarer Auftritt zwischen den Ehegatten folgte. Weinend verließ Sascha das Zimmer. Friedel kam ihr schüchtern nach.

„Lassen Sie mich. Gehen Sie. Warum quälen Sie mich? Ach mein Gott, ich schäme mich so.“

Der Maler sprach dem jungen Mädchen mit bewegten Worten zu. Die Ereignisse hatten ihn derart überwältigt, daß er gar nicht fühlte, was für eine traurige Rolle er spielte. Er hatte bloß das dunkle Bewußtsein, daß Sascha in diesem Augenblick mehr denn je eines Freundes bedurfte, und er wollte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, ihr zu sagen, daß sie — trotz allem und allem — auf ihn immer rechnen konnte!

Florian wälzte alles von seinem Herzen, was ihn schon so lange bedrückt hatte. Frau Susanna kam überhaupt nicht mehr zu Wort. Der Meister befand sich in einer namenlosen Erregung. Er zitterte am ganzen Körper.

Inzwischen hatten sich Kora und Sascha draußen auf dem Corridor unter Schluchzen und Weinen mit einander ausgesprochen.

Lübeke und seine Gehülfen waren gegangen. Die beiden Dienstmädchen klatschten auf den Hintertreppen mit den Bediensteten der anderen Herrschaften.

Als die Schwestern eintraten, lehnte Konksi in tiefer Erschöpfung in der Sophaede.

Frau Susanna saß am Fenster und stöhnte.

Kora trat zu ihr. „Mutter, es war besser so, glaub mir. Wir müssen uns erst wieder achten lernen.“

Konksi starrte seine Tochter an.

„Ja, Kora, wir müssen uns erst wieder achten lernen — das war das rechte Wort. Denn keines von uns hat seine Pflicht erfüllt. Ich nicht, Ihr nicht — und Eure Mutter auch nicht.“

Frau Susanna lachte höhnisch auf. „Ja, jetzt ist es kein Kunststück, sich als Moral-Prediger aufzuspielen.“

Florian ließ sich nicht stören.

„Lieber Himmel — will ich mich etwa von aller Schuld reinwaschen? Ich weiß, daß ich schwach war. Schwach gegen Euch — und gegen mich. Und drum hat mich der Teufel endlich beim Genick gekriegt. Jetzt ist's gut so. Besser wenigstens als gestern. Heute stehen wir doch mit keiner Lüge mehr da. Freiwillig hätten wir ja doch niemals die Maske vom Gesicht gerissen! . . . Und nicht wahr, Mädels, Ihr werdet Euch nicht nach dem faulen Plunder zurücksehnen? Da — kommt mal her zu mir und schaut mir in die Augen, damit ich sehe, ob Ihr's auch gut mit mir meint!“

Konksi streckte seine beiden Hände aus. Sascha stog ihm an den Hals. Zögernd trat Kora zu ihm.

„Bist mir böse, Kora, was? . . . Hätte Dir's wohl gar nicht sagen sollen, das mit Richards . . . na, Du weißt!“

Kora schüttelte ernst den Kopf. „Nein, Vater, das war Deine Pflicht.“

„Und wenn er Dich wirklich lieb hat, mein' ich, dann . . . laß Dir nicht bange werden, Schatz, wenn sich hier nur erst alles geordnet hat, dann wird er schon wiederkommen.“

„Nein, Vater! denn das hier — kann sich nie mehr ordnen!“

Florian blickte seine Tochter entsetzt an. „Mädel, um Gotteswillen, was — was willst Du damit sagen? Weil — weil sein Vater mich . . .“

Alles Blut war aus Koras Wangen gewichen. Bebend kam es von ihren Lippen: „Ich achte Richard zu hoch, als daß ich zugebe, daß . . .“

Sie zögerte.

Florian stand mit wogender Brust da. „So sprich's doch aus!“ schrie er verzweifelt. „Daß er die Tochter eines Betrügers heirathet! . . . Hahahaha! Mein eigenes Kind sagt das!“

„Nein, Vater, das hab' ich nicht gesagt!“ rief Kora hastig.

Sascha blickte ihre Schwester kopfschüttelnd an. Eine tiefe Traurigkeit legte sich auf ihre Züge. Zögernd näherte sie sich dem Vater. „Sie meint's ja nicht so schlimm, Papachen!“

Konksi wehrte das Mädchen von sich ab. Er weinte still vor sich hin. „Nein, nein,“ sagte er nach einer Weile, „sie meint's nicht so schlimm. Aber — aber, daß sie Recht hat — das ist das Furchtbare.“ Florian preßte seine Stirn in die zitternden Hände. Seine Verzweiflung hatte etwas tief Ergreifendes.

Kora blickte bekümmert zu ihm hinüber. Es that ihr weh, den Vater so leiden zu sehen.

„Sieh, Vater, bei uns ging's immer frei und ungebunden her. Wir richteten uns nie nach fremden

Ansichten. In der Schule nannten sie uns beide — Sascha und mich — die Zigeuner-Mädels. Wir hatten etwas Außergewöhnliches. Und weil Du ein berühmter Mann warst, so sah man uns in Manchem nach. Aber das würde mit dem Augenblicke anders, da ich Richard die Hand reiche. Denn er lebt nun einmal in anderen Kreisen — er ist Beamter des Königs und trägt den Offiziers-Kod.“

Eine dumpfe Schwüle war eingetreten.

Sascha lehnte an der Wand und starrte vor sich hin. Was die Schwester sagte, gab ihr zu denken.

„Vater,“ sagte sie plötzlich, „ist's denn zu spät, daß wir umkehren? Können wir uns denn nicht mehr aufrufen? Komm, laß uns noch einmal ganz von vorn anfangen. Jetzt sind wir ja die große, entseßliche Lüge losgeworden. Nun laß uns ein neues Leben beginnen. Ganz bescheiden wollen wir uns einrichten. Und wir Mädels legen selbst Hand mit an. Was meinst Du dazu? Kora spricht ja geläufig Englisch und Französisch — die muß Unterricht geben. Und ich besorge den Haushalt. Dann brauchen wir keine Köchin, die die Mama an allen Ecken und Enden bestiehlt und noch obendrein über uns im Hause herumklatscht. Ich werde mir eine große Schürze vorbinden und zu kochen anfangen. Na, Papachen, glaubst wohl, ich sei zu dumm dazu? Wenn's auch Lehrgeld kostet — das heißt, wenn Du auch ein paar angebrannte Suppen mit in den Kauf nehmen mußt — die Hauptsache bleibt doch, daß wir wieder ehrlich werden!“

„Wieder ehrlich!“ flüsterte Florian. „Aber das sind ja Luftschlöffer,“ seufzte er dann mit einem Blick auf seine Gattin.

Frau Susanna hatte den Wechselreden mit Bornesröthe auf dem Antlitz gelauscht. Jetzt fuhr sie empor und rief ihrem Manne mit rauher Stimme zu:

„Ja, das sind Luftschlöffer. Denn ich bin mir zu gut dazu, das Leben einer Proletariers-Frau zu führen. Ich kann mir die Wäsche, in die Kronen eingestickt sind, nicht selbst am Waschtrog auswaschen. Ich kann nicht mit glühenden Baden hinterm Herd stehen und Kartoffelwasser abschütten. So etwas habe ich nie gelernt. Und ich werde es auch nicht mehr lernen.“

Florian blickte seine Frau kopfnickend an. „Ja, ja, da kommt der hinkende Bote nach — der dumme, lächerliche Dünkel!“

Frau Susanna ballte die Finger krampfhaft zur Faust.

„Und worauf bist Du denn eigentlich so stolz, Susanna? Etwas darauf, daß Du mich zum wirtschaftlichen Ruin gebracht hast? Denn dessen kannst Du Dich rühmen. Jawohl, Du. Aufgabe der Frau ist es, den Haushalt zu regeln. Ich konnte den Geier danach fragen, ob Du gut wirtschaftetest. Hatte Besseres zu thun. Die Kunst brauchte meine ganze Kraft. Und mehr als Geld verdienen konnte ich doch auch nicht! . . . Du hast es in Deiner Jugend nicht gelernt zu rechnen, sagst Du. Aber weißt Du, eine Gattin muß es eben lernen. Aus Liebe zum Mann. Damit sich der nicht unnützlich quält. Haha, und ich war so leichtsinnig und thöricht, Dich schalten und walten zu lassen. O über meine erbärmliche Schwachheit! . . . Das Eine hat Dir eben immer gefehlt — die Furcht!“

„Hahahaha, die Furcht!“ höhnte Frau Susanna. „Nun spiel' Dich nur vor Deinen Töchtern auf. Mir ist jetzt alles gleich. Aber das sage ich Dir, Du wirst mich nicht dazu bewegen, mich vor den Augen der Welt zu demüthigen. Für Deine Person magst Du thun, was Dir beliebt. Ueber mich sollst Du nicht verfügen.“

„Ich werde Dich zwingen!“ sagte Florian mit unheimlicher Ruhe. „Noch gestern hätte ich Mitleid mit Dir gehabt. Da hättest Du mir nur vorzumauern brauchen, wie unglücklich Du Dich in bescheidenen Verhältnissen fühlen wirst, und ich wäre schwach genug gewesen, wieder von neuem die große Lüge in Scene zu setzen. Aber seit ich vorhin das Zimmer hier betreten habe, bin ich über Deinen inneren Werth vollkommen klar geworden. Es war eine grausame Entdeckung! . . . Krank, erschöpft, hilflos kam ich her — zum Erbarmen! Aber Du fragtest nicht danach, was ich litt . . . Du fragtest nur nach einem — nach Geld! Und seitdem weiß ich, wie öde und leer Du bist und wie wenig Du es gelernt hast, Gattin zu sein. Susanna, das Wort — das werde ich Dir lange nicht verzeihen!“

Frau Susanna schleuderte ihrem Gatten einen Blick voll Haß und Verachtung zu.

„Nun also, so will ich Dich nicht länger belästigen mit meiner Ede und Leerheit! . . . Wir wollen uns trennen.“

Florian machte eine geringfügige Kopfbewegung. „Dein altes Mittel, Susanna. Das kenne ich nun. Aber heute bin ich nicht in der Stimmung, wieder die abgedroschene Komödie mitzuspielen. Genug, ich verlasse

das Haus. Alles, was Geldeswerth hat, wird verkauft, unsere Gläubiger werden bis zum letzten Heller befriedigt, ich ziehe in die Vorstadt, irgendwohin in eine billige Gegend. Und dorthin wirst Du mir folgen.“

„Das werde ich nicht!“ sagte Frau Susanna mit wuthbebender Stimme.

Florian zuckte die Achsel. „Wir wollen sehen.“

15.

Florian schlief die folgende Nacht auf der Chaiselongue in seinem Atelier. Oder vielmehr — er schlief nicht.

Ein unfreundlicher Herbsttag brach an.

Der Meister richtete sich halb empor, stützte seinen schmerzenden Schädel auf und sann nach.

Anfangs vermochte er sich gar nicht in das Geschehene hineinzufinden. Ein ärgerliches Gefühl überkam ihn, als ihm klar wurde, daß er von nun an den tausend kleinen Gewohnheiten und Annehmlichkeiten entsagen sollte, die ihm der kostspielige Haushalt so lange Zeit hindurch geboten hatte. Doch gewaltsam schüttelte er alle Zweifel von sich: was er vorhatte, war das Rechte. Er war es sich, er war es seinen Kindern schuldig — man mußte wieder ehrlich werden!

Zunächst fühlte Konksi aber Hunger.

Er stand auf und machte an dem in der Ecke des Ateliers befindlichen Waschtrog Toilette. Dann läutete er.

Niemand kam.

Florian wartete eine ziemliche Weile, dann begab er sich selbst in die Küche.

Sascha stand draußen am Herd. Sie hatte sich eine große blaue Schürze vorgebunden, deren Träger sich auf dem Rücken zu einer Art Matrosentrage vereinigten. Sie sah allerliebste aus. In der Hand hielt sie einen Quirl. Mit ängstlicher Miene blickte sie in einen Kochtopf.

„Guten Morgen, Hausmütterchen.“

Das Mädchen erschraf. „Ach Papa — Du!“

„Was braust Du denn da?“

Sascha lächelte verlegen. „Es soll Chokolade werden.“

„Na — und wo ist denn die Donna?“

„Das weißt Du nicht? Hast Du's denn gestern Abend nicht mehr gehört?“

Florian schüttelte den Kopf.

„Die sind alle beide fort. Sie sind frech gegen Mama geworden, und da mußten sie ihre Sachen packen. Kora konnte der Mutter zum Glück noch aus-helfen — des Lohnes wegen.“

Es entstand eine Pause. Endlich sagte der Maler: „Armes Kerlchen, und nun hast Du so früh aus den Federn gemußt?“

„O ich war schon nebenan beim Bäcker und habe Semmeln geholt.“

„Du?“

„Das ist doch keine Schande. Oder?“ Saschas Blick richtete sich immer ängstlicher auf den überm Feuer stehenden Kochtopf. „Du, Papa, sag' mal,“ begann sie endlich tief aufatmend mit drolliger Heimlichkeit, „nicht wahr, wenn die Milch kocht, dann sieht man's doch?“

Florian brach in ein schallendes Gelächter aus. „Ja, das sieht man. O Du goldige kleine Kochmamsell! Na, hör' mal, zehn Jahre lang hast Du Dich in der höheren Töchterschule festgekneipt — und das weißt Du noch nicht?“

„O erlaube, Papachen, hundert Grad Celsius oder achtzig Grad Reaumur. Was die Physikstunde betrifft, da hab' ich immer aufgepaßt. Nein, ich sage Dir, der Professor — was der komisch war! . . . Herrgott, 's geht los!“

Sascha brach jäh ab. Sie zog den Topf vom Feuer, schüttete die geriebene Chokolade hinein und begann dann eifrig zu quirlen.

Florian sah nachdenklich zu. „Du, Kind,“ sagte er endlich, „ich glaube, nun mußt Du den ganzen Kitt noch 'mal aufbrausen lassen.“

„Ja, wirklich?“ Sascha zweifelte ein Weilchen. „Na, ich thu's!“

Endlich schien dem Morgengetränk nichts mehr zu fehlen.

„Koste 'mal, Papachen.“

Florian probte mit einiger Vorsicht. „Vorzüglich, Schatz.“

„Auch heiß genug?“ fragte Sascha ziemlich übersüßig.

„Unendlich heiß!“ versicherte Florian, durch die Lippen pfeifend. Er hatte sich den Mund verbrannt.

Sascha holte Tassen und eine Kanne herbei, that das Gebäck auf einen Teller und stellte alles auf ein Brett. „Wo soll ich decken, Papachen? Mama und Kora schlafen noch.“

Florian blickte sich in der Küche um. „Hier ist's ja ganz gemüthlich. Was sollst Du das Zeug erst hinein und dann wieder heraustragen.“

„Ach deswegen, Papachen!“

„I laß schon, Kleine!“ sagte der Maler.

So frühstückten denn Vater und Tochter gemeinsam in der Küche. Bald hing jedes seinen Gedanken nach.

Endlich schob Florian die Tasse zurück, stützte die Ellenbogen auf den Küchentisch und blickte Sascha mit seinen großen wasserblauen Augen wehmüthig an. „Was soll nun werden, Mädel?“

Sascha hatte ihren Vater die ganze Zeit über theilnehmend betrachtet. Zögernd begann sie: „Nur recht bald fort von hier, Papachen. Sieh mal, die Portiersleute und die Nachbarn wissen's nun auch schon, und dann — und dann... Mama sagt, die Sachen würden morgen alle abgeholt — bis auf die... na, nun hab' ich das Wort wieder vergessen.“

„Hm, weiß schon,“ brummte Konsti, „die Kompetenz-Stüde.“

Sascha seufzte tief auf. „Weißt Du, Papa, am besten wär's, wenn Du eine Zeitlang überhaupt von Berlin fortgingst. Hier würde Dich doch alles an früher erinnern.“

Florian nickte. „Du sehnst Dich wohl auch fort — von dem garstigen Berlin?“

„O nein, Papa!“ sagte das Mädchen mit einem etwas schwärmerischen Augenaufschlag. „Wenn ich noch mal glücklich werden soll — dann kann's nur in Berlin sein!“

Der Meister blickte seine Tochter verwundert an. Diese hatte sich schnell wieder gefaßt.

Abermals entstand eine längere Pause. Dann sagte Florian mit unsicherer Stimme: „Hast Du — hast Du Mama gestern noch gesprochen?“

„Ja, Papa. Und Du mußt noch viel Geduld mit ihr haben.“

„Lieber Gott, aber sie muß sich doch in die neuen Verhältnisse finden!“ rief der Meister unruhig.

„Gewiß. Aber einstweilen sträubt sie sich noch mit aller Gewalt. Sie will die Wohnung nicht verlassen. Lieber wolle sie hier zwischen vier leeren Wänden hängen, als irgendwo draußen in der Vorstadt in einer kleinstädtischen Wohnung.“

„Berrückt!“ jagte Konsti.

Sascha zuckte die Achsel.

„Na, aber Du wirst mir doch treu bleiben, Hausmütterchen?“

„So lang' Du mich brauchst.“

„Und — und Nora?“

Ueber das Antlitz des Mädchens huschte ein Schatten. „Sie soll bei Mama bleiben.“

Florian erschraf. „Was hat sie denn gegen mich? Ist sie mir böse?“

Sascha schüttelte den Kopf. „Nein, Papa. Und mach' ihr den Abschied nicht zu schwer. Bitt' Dich recht schön, Papachen, keine Vorwürfe! Sieh' mal, Du hast mich — Mama muß doch auch eine Stütze haben. Das willst Du doch nicht, daß sie ganz allein dasteht?“

Konsti blickte seine Tochter in tiefster Bewegung an. Wäre in diesem Augenblick Frau Susanna zur Stelle gewesen — ein freundliches Wort aus ihrem Munde hätte all seine schönen Pläne über den Haufen werfen können. Aber sie kam nicht. Florian schluckte ein paar Mal, ging in der Küche auf und ab und sagte: „Dann aber nicht lange gezaubert, Kind. Keinen langen Abschied, sonst... sonst passiert noch 'ne Dummheit.“

„Wir reisen?“ fragte Sascha.

„Ja.“

„Soll ich denn packen?“

Florian kraute sich hinterm Ohr. „Was denn packen?“

„Die Koffer.“

„Du meinst — den Koffer. Für das bißchen Kram, das uns jetzt noch gehört, reicht einer aus. Ein paar Stiefel, zweimal Wäsche zum Wechseln, einen Rock — und einen Gott. Damit müssen wir nun auskommen.“

„Recht so, Vater. Ich bin mit von der Partie. Und keine Bücher?“

„Nein, gar nichts. Oder doch — halt. Den Faust, den Trompeter und — und einen Band Dickens.“

„Zamos!“ rief Sascha lustig. „Und was sonst noch da ist...“

„Kriegten die lachenden Erben — Herr Saladin und Consorten.“

„Auch die Schmucksachen?“ gab Sascha zu bedenken.

„Alles. Oder trennst Du Dich nicht gern davon?“

Hast ängstlich blickte Konsti seine Tochter an.

Diese lächelte zuerst verlegen. „Ach was,“ rief sie endlich, ihren Vater umhalsend, „ich hab' einen Schatz, der ist mir viel tausendmal mehr werth als der ganze Plunder. Und der wird mir nicht gepfändet!“

Sascha küßte den Papa Florian mit solcher Leidenschaft, daß auch ein weniger leichtgläubiger Vater an seiner Stelle hätte glauben müssen, niemand anders als er könne unter dem tausendmal werthvolleren Schatz gemeint sein.

„Jetzt geh' ich fort, Mädel, und lege den letzten Pump in meinem Leben an. Will mal sehen, ob noch einer auf mein ehrliches Gesicht hin was riskirt. Heute Abend reisen wir dann ab — weit, weit fort... das heißt, nicht weiter, als unser Kleingeld reicht!“

Florian küßte seine Tochter auf die Stirn. Diese zeigte erschreckt auf seine Stiefel. „Aber Papa — so kannst Du doch nicht...“

„Deizel!“ sagte Konsti. „Na, auch kein Unglück. Reich' mir mal 'ne Bürste.“

Sascha kramte in allen Ecken herum. Endlich stöberte sie den Kasten mit den Bürsten auf. „Hurrah, die Enten!“ rief sie lustig. „Nun steig' mal auf den Stuhl, Papachen!“

Der Maler sträubte sich energisch. Als Sascha die Auslieferung des Kastens verweigerte, entspann sich ein freundschaftlicher Streit. Florian blieb Sieger und machte sich an die Arbeit.

Schweißgebadet stellte er endlich die ungewohnte Thätigkeit ein.

„Weißt Du, Schatz,“ sagte er dann, sich die Stirn wischend, „wenn's jetzt Sommer wäre — dann würde ich mir ein Paar Staubschuhe kaufen!“

Lachend trennten sich die Beiden.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Frauen-Dichtung.

Von Hermann Kling.

Gewiß, es ist ein Trost bestellt
In dieser rauhen, argen Welt,
Im Lied, das innigem Gemüth,
Das zartem Frauensinn entblüht.
In jedem Lied von Frauenmunde
Lebt eine hehre Weibestunde,
Es lebt darin die sanfte Hand,
Die Linderung bringt und Wunderband,
Die Armen giebt, die Mitleid fühlt
Und eine heiße Stirne kühl.

Nachdruck verboten.

Geselligkeit.

Von P. G. Heims.



in humoristisch oder materialistisch Angehauchter hat das große Wort gelassen ausgesprochen: „Der Mensch ist ein geselliges Thier.“ Jedemfalls hat er, von seiner „Thierähnlichkeit“ abgesehen, das Bestreben, sich gesellig zusammenzuschließen, und Opitz singt mit Recht:

Das giebt ein doppelt Lachen,
Was Freunden wird erzählt:
Das muß sich selbst auffressen,
Das insgeheim sich quält.

Aus diesem Trieb, sich unter Gleichgestellten oder Gleichgesinnten zusammenzutun, ist das entstanden, was wir im engeren Sinne „Geselligkeit“ nennen.

Es sind sich Zwei eins geworden, auf gemeinsamem Lebenspfade zu wandeln, ein Haus zu gründen. Er und Sie haben schon beide zuvor Freunde, Bekannte und Verwandte gehabt, die nun den Stamm abgeben für den geselligen Verkehr, den das junge Paar sich schaffen will. Es haben sich von den Verlobungs-Büsten und Einladungen her eine Menge „Verpflichtungen“ angehäuft, und deren sich in standesgemäßer Art zu entledigen, ist eine der ersten großen Sorgen der kaum den Fliederwochen erwachsenen jungen Frau. Die erste „Gesellschaft“ steht drohend vor ihr — und nicht weniger vor ihm. Es ist das meistens eine Fegefeuerzeit für die beiden, in der die Kengite und Rütche des Daseins in gänzlich entschleierter Gestalt an sie herantreten. Es wäre von Interesse, festzustellen, ob schon jemals eine junge Frau auf ihrer ersten Gesellschaft etwas gegessen hat, und ebenso, wie oft der junge Wirth in seinem Bestreben, heiter zu scheinen und interessant zu sein, mehr getrunken hat, als er eigentlich vertragen konnte. Jedenfalls sind beide, nachdem der letzte Gast gegangen, der für den „reizenden Abend“ gedankt, und die letzte Freundin der Hausfrau unter glühenden Abschiedsküssen verüßert, sie habe sich „himmlisch amüßirt“, einander oftmals stumm oder jauchzend in die Arme gestunken: „Gott sei Dank, es ging ja ganz gut!“

Und so erben sich Geseß und Rechte wie eine ewige Krankheit fort. Es giebt in unserm gesellschaftlichen Verkon ein abscheuliches Wesir, das heißt: „Verpflichtung“. Kein Gallier jenseits des Rheins kann gellender nach „Medande“ schreien, als der Ruf innerhalb unserer geselligen Kreise erschallt. Im Alten Testament hieß es: „Auge um Auge, Zahn um Zahn“. Bei uns heißt es: „Braten um Braten, Eis um Eis“. Wenn

ich nicht gerade als Bratenbarde oder Klavierspieler, den Abend zu drei Mark, an der Gesellschaft theilnehme, dann werde ich sicher nicht wieder eingeladen, ehe ich meiner „Verpflichtung“ nachgekommen bin, auch einen großen Braten und mehrere Dosen Elite-Spargel zu bestellen und zubereiten und beim Schein der Ampel, der Lampe und Kronleuchter auf den Tisch des Hauses vor den Gästen niederlegen zu lassen.

Seufzend rechnet der Hausherr sein Budget durch. „Eigentlich können wir's nicht,“ höhnt er und stützt die Stirn in die Hände. „Aber wir müssen doch,“ besteht die Frau darauf: „wir schließen uns sonst ja aus, wir sind bei A. und B. und X., Y. und Z. gewesen, und bei C. ist in vierzehn Tagen Familienball.“ — Und dem Vater grauset's; aber er hält in den Armen das fiebernde Kind, die confirmirte Tochter: die muß an der Geselligkeit theilnehmen, muß tanzen und singen und vorspielen, wie Erbkönigs Tochter: man kann ja doch nicht wissen —

Es wird von einem alten Geheimrath erzählt, der im Dienst des Vaterlandes schon etwas kurz von Gedanken geworden war, daß er einmal eine große Gesellschaft gab und bei dieser Gelegenheit den Stern des Abends, die Frau Excellenz von So und So zu Tisch und in den Speisesaal führte. Geblendet blieb er in der weitgeöffneten Flügelthür stehen und stotterte verwirrt: „Finden Excellenz nicht, daß die Leute hier sehr hübsch eingerichtet sind?“ Er kannte keine Zimmer nicht wieder. Es war gar zu viel da aufgestellt und ausgebreitet, was er noch nie gesehen, weil's für diesen Abend geliehen war.

Der falsche, unwahre Aufwand, den unsere jegige Art der Geselligkeit fordert, das ist das oft so sehr Bedenkliche davon. Es muß alles „herrschastlich“, stilvoll, oder in gewissen Kreisen „nobel“ sein, und selbstverständlich überbietet einer den andern, so viel es nur möglich ist. Gab es bei Frau von Meyer nur Entenbraten, dann muß Frau von Müller noch Hasenbraten dazu geben, und hatten Amisrichter sechs Gänge, dann müssen Commerzienraths acht Gänge haben, ohne das Eis, und die Frau Kreisphysicus sagt beim Nachhausegehen: „Weißt Du was, Wilhelm? Das nächste Mal gebe ich Pasteten und einen Rinderbraten und Butter und Käse, und damit Basta! Was meinst Du dazu?“

Und wenn Wilhelm ein verständiger Mann ist, giebt er ihr Nachts zwischen Eins und Zwei auf offener Straße einen Kuß und sagt: „Wem ein tugendhaft Weib gegeben ist, die ist viel edler denn die köstlichsten Perlen!“ Und möglicherweise sind sie das nächste Mal beim Herrn Physicus so über die Rasen vergnügt und guter Dinge, daß der Herr Bürgermeister es gar nicht begreifen kann: „Es gab doch nur Braten und nicht einmal Sekt!“ und daß der Herr Oberförster a. D., der sonst nicht viel sagt, eine seiner zündenden, „Sprühenden“, geistvollen Tischreden hält, die alle elektrifiziren; und bei Commerzienraths hatte er keinen Ton gesagt; ihn hatte da ein bißchen gefroren —

Ja, die Tischreden! Hast Du, geehrte Leserin, einmal in ein „Buch der Toaste“ hineingesehen? Und hat Dich dabei nicht der Menschheit ganzer Jammer angefaßt! Was wir so im allgemeinen hören an Tischreden, ist alles aus dem „Buch der Toaste“, oder gehörte hinein, von dem „liebenswürdigen Hause“ an, an der „verehrten Hausfrau“ vorbei bis zu dem „verdienten und humanen Chef“. Aber hörst Du in all' den Unwahrheiten ein warmes, herzliches, geschmecktes Wort? Ein Wort, das Du in Scherz und Ernst Dir merken möchtest, um es mit nach Hause zu nehmen? — Klaus Harnis singt:

Armut des Geistes Gott erretzt:
Armut, doch nicht Armutigkeit!

Zu den schlimmsten Ausbrüchen gesellschaftlicher Armutigkeit gehört aber das Vornehmthun. Die Frau Präsident, die mit stolzem Kopfnicken die Borstellung der jungen, freundlich oder bänglich lächelnden Frau Assessor entgegennimmt und der noch schup- und hüßlosen dadurch imponiren will; der Herr Kammerrath, der huldvoll zwei Finger zur Begrüßung darreicht, der Herr General-Major a. D., der grundsätzlich nicht läßt — einmal soll er gelächelt haben, als ihm beim Abschied eine silberne Tischgabel überreicht wurde — und der Legationsrath, der stets schweigt und nur die Augenbrauen in die Höhe zieht, als wollte er künftern: „Dinter meiner Stirn arbeitet die Weltgeschichte!“ — gieb Acht, wie entsetzt die sich herum drehen werden, wenn die Thür aufgeht und strahlend in Jugendfrische, Lebenslust und Herzengüte die junge Frau Regierungsrath zum ersten Mal wieder in der Gesellschaft erscheint, mit ihrem silberhellen Lachen und ihrer fröhlichen Stimme, wie früher Frühlingswind erquickend in die Gesellschaft der Verfeinerten hineinjahrend. Da ist Leben, Natur, Kraft und Anmuth: sie ist stark und fröhlich genug, um sich um die Blicke nicht zu kümmern, die sie forschend treffen, und ruhig genug, um auf die Frau Präsident zuzugehen und in reizender Verneigung ihr die Hand zu küssen —

Ich kannte einmal eine sehr vornehme Dame in sehr hoher Stellung. Die war ein Segen für die jungen Frauen ihres großen Kreises. Einst wurde ihr eine sehr junge Officiers-Frau von dem Gatten derselben vorgestellt, und er bat um ihren Schutz für sie: da reichte sie der erglühenden jungen Bürgerlichen beide Hände und sagte mit ihrem gültigen Lächeln — sie selbst war eine Gräfin —: „Lassen Sie mich nur machen! Ihr Frauchen ist in guten Händen!“ und ließ sie nicht wieder von der Seite und aus den Augen, herzlich, mütterlich, durch und durch vornehm. Und so machte sie's immer. Auf den Schein kam's ihr wenig an. Sie wußte, sie blieb doch immer Gräfin, wenn sie auch fröhlich lachte mit den Fröhlichen und sogar einmal eine Cigarette rauchte. Sie hatte ein adliges Herz durch und durch. Sie war wahr.

„Was hab' ich davon gehabt!“ das ist eine Frage, die sich jedem aufdrängt, wenn er aus einer „Gesellschaft“ nach Hause geht. Und da müssen wir uns leider recht oft gestehen: „Gar nichts“, oder: „blühwenig“. Der Mensch lebt auch gesellschaftlich nicht von Brod allein. Die drei Stüde, in die ein Lehrer von mir unsere Geselligkeit theilte, allerdings nicht ganz deutsch redend: Medisance, Gourmandise und Galanterie, genügen auf die Dauer nicht, um unsere „Abfütterungen“ — ich kann das Wort nicht umgehen, da es einmal in den gesellschaftlichen Sprachschap aufgenommen — über den Mangel, den sie verbergen wollen, hinwegzutäuschen. Seien wir ehrlich und etwas brutal offen: mehr essen, als man essen mag, mit Ueberdruß Köstliches von sich weisen, mit der Tischdame allerlei Gleichgültiges, Langweiliges, Selbstverständliches reden; viel Lachen ohne Humor, viel Lustigkeit ohne Fröhlichkeit — es

gibt eben viel lustige, aber wenig fröhliche Leute — viel Gelehrte und wenig Wolle: das ist im Durchschnitt Werth und Wesen unserer landläufigen Diners und Soupers für den, der an der Tafel des Lebens sich mit einigem Anstand satt gegessen hat. Ganz junge Leute mögen mehr darin finden!

Danach würde unsere Geselligkeit am Ende gar einer Reform bedürfen, einer Wehrung ihres inneren Wertes, hinaus über den stillen Kampf um die besten Plätze oben am Tisch, hinaus auch über die Kaffeeschnäpfe und die Solo-Arien oder die Chopin'schen Bravourstücke nach Tisch? Und nach welcher Seite hin denn?

Bei Johann Heinrich Voh war einst große Abendgesellschaft. „Vohens“ hatten nur zwei Zimmer. In dem einen lebten und schliefen die Kinder, das andere war sein Studierzimmer. Die paar Stühle, die sie besaßen, reichten nicht. Darum wurden Stützen aus Büchern längs der Wände gebaut und über sie Bretter gelegt, die mit Tüchern und dergl. verhüllt waren. Das gab Platz genug. Und als Bewirthung gab es ein gutes Butterbrot mit Wurst und einem Trunk Bier dazu; und nachher rauchten die Männer aus Thonpfeifen: aber fröhlich waren sie, wie auch ihnen im Abendglanz die Sonne Homers leuchtete, in Wonne ob des guten, herrlichen Tages, wie Geist redete zum Geist und Herz zum Herzen sprach, und wie's einfach in der Weise der Zeit hinausdrallte:

„Wer wollte sich mit Grillen plagen,
So lang uns Lenz und Jugend Mähn —“

Da fehlte den Glücklichen nichts. Aber es waren außerlesene Leute.

Wenn's ein möglichst großer Kreis von möglichst hoch- und gutgestellten Leuten thäte und nur Alasfleider und Vouve Cliquot dazu nötig wären, dann fehlte uns ja nichts. Aber das gerade ist der Fehler. Einschränkung nach jeder Seite hin: eine genaue, seelische Auswahl: „Wir gehören zusammen, und die nicht; d. h. wir verstehen uns, haben einander lieb, denken und fühlen, hoffen und fürchten im großen und ganzen das Gleiche; wir haben ein fröhliches Vertrauen zu einander, und darum eben halten wir zusammen und tragen Freud und Leid miteinander“ — das giebt eine kleine, gute, herzerfreuende Geselligkeit, nach dem Wort: „Klein, aber mein!“

Wenn ich so aus einer großen Gesellschaft komme von dreißig, vierzig Personen, in der ich mich allenfalls „amüßig“ habe, und ich nehme die Kunde mit nach Hause: die sind alle zusammen verjezt, pensionirt oder dergleichen: nun, da kommen eben andere, die auch Besuche machen und Gesellschaften geben. Wie oft hört man's nicht, leichtberzig und gleichgültig: „Schade drum, aber was hilft's!“ Die ganze lange Eh- und Besuchs- und Tanzfreundschaft endet mit einer Abschieds-Wiste, die eben so oberflächlich und nichtsagend ist, wie der Verkehr selbst war. Anders, wo einige wenige bis zur gegenseitigen Unentbehrlichkeit sich zusammengeschlossen haben: da reißt im Ausschneiden ein Loch, das nicht wieder auszufüllen ist. — Woran wir leiden, das ist, daß unsere Umgangskreise zu groß sind, um es zu irgend einer Vertiefung der Beziehungen unter einander kommen zu lassen, ja daß sie geradezu unsere Feinde und Gegner mit umfassen, denen wir in heuchlerischer Freundlichkeit den Willkomm bieten, und dann, daß die Grundlage dieses Verkehrs doch wesentlich Essen und Trinken in möglichst ausgebildeter und sogar raffinirter Form ist: kurzum, eine innere Unwahrheit einerseits und eine sittliche Unmöglichkeit andererseits. Wohl ist's richtig, daß, indem ich jemanden zu meinem Tischgenossen mache, ich ihm damit symbolisch andeute: „Du hast Theil an meinem Hause“, aber das darf nicht in eine wesentliche, gänzlich unwahre Form ausarten, die des Inhalts entbehrt Leuten gegenüber, die ich kein Theil an mir haben lassen möchte.

In der Geselligkeit, ohne die ja kein Dasein recht denkbar ist, soll sich das in den Einzelnen ausleben, was ihnen gegeben ist, und fruchtbringend an dem Andern wirken, in Scherz und Ernst, in Können und Wissen, in Fühlen und Denken. Auch der Glanz des Hauses mag sich einmal zeigen am guten, festlichen Tage, aber vor allem muß der feste Zusammenhalt, die stille Verinnerlichung der Beziehungen doch das Ziel sein, nach dem hingearbeitet wird. Schon unsere Kinder sollen es lernen, daß das Glück und die Freude nicht im Ballaal und an brechenden Tafeln erblühen, sondern im Frieden des Hauses, das den Freunden die Thür aufthut, aus der es schallt im ehrlichen Herzenston: „Willkommen!“

Nachdruck verboten.

Aus dem Leben eines Glücklichen.

Humoreske von Albert Roderich.

B es wohl Menschen giebt, die eine längere Zeit ihres Lebens wirklich glücklich sind?

Manchmal hört man jemand sagen: Ich war glücklich; — öfter: Ich wäre glücklich, — wie oft aber hat man gehört, daß jemand sagte: Ich bin glücklich? Nun, einen wirklich glücklich Menschen hat der Erzähler dieser Geschichte kennen gelernt.

Es ist ein Dorf-Schullehrer mit acht Kindern!

Der Erzähler weiß sehr wohl, wie schlecht es um eine Geschichte bestellt ist, die mit ihren ersten Worten gleich ein ungläubiges Lächeln bei dem Leser hervorruft. Der Erzähler weiß auch, wie unnütz, verkehrt und thöricht es wäre, dieses ungläubige Lächeln durch lange Auseinandersetzungen, Erdörterungen und Beschreibungen verschwinden machen zu wollen.

Daß ein Dorf-Schullehrer mit acht lebendigen Kindern ein wirklich glücklicher Mensch sein kann, das muß man sehen und begreifen, um es glauben zu können.

Nun, wohlan, — sehen und begreifen Sie es!

An ihrem linken Ufer, wenige Meilen von ihrer Mündung in die Nordsee sendet die Elbe einen schmalen, keinen Nebenfluß in's Land, der die Oite heißt. An der Oite liegt ein Flecken, der uns weiter nichts angeht; — eine Viertel Meile landeinwärts von diesem Flecken aber liegt das Kirchdorf Althaus, und in diesem Dorfe war der Held dieser Mittheilungen seit siebenundzwanzig Jahren Schulmeister.

Tobias Wohlig ist ungefähr fünfzig Jahre alt und von

recht gewöhnlichem Aussehen. Seine mittelgroße Gestalt ist hager, ein wenig gebeugt und zart gebaut. Sein ehemals starkes blondes Haar ist stark gelichtet und schimmert, wie sein etwas struppiger und stoppeliger Bart schon recht bedeutend in's Graue. Sein sonst gewöhnliches Gesicht zeigt nur ein besonderes Kennzeichen: ein paar auffallend blaue, gute und freundlich blidende Augen.

Wir wollen die Geschichte Tobias Wohlig's in dem Augenblicke beginnen, da das dritte große Ereigniß seines Lebens eintrat. — Das erste große Ereigniß seines Lebens war seine Verheirathung vor zwanzig Jahren gewesen, — das zweite der Verlust eines zwanzig-Markstückes durch die Unachtsamkeit seines dritten Sohnes, und jetzt das dritte große Ereigniß war — seine Verjezung.

Zunächst, Tobias Wohlig war nach Grohdorf verjezt worden, da der Schulmeister dieses Ortes gestorben war. In Ansehung seiner langjährigen treuen Dienste hatte die Schulbehörde ihn von Althaus nach Grohdorf verjezt. Als ihm diese Mittheilung gemacht worden war, hatte Tobias freudig bewegt ausgerufen: „Ich bin doch ein Glückskind!“

Und in der That, — so oft Tobias in seinem Leben diese Worte schon ausgerufen hatte, — niemals waren sie berechtigter und wohl angewandter als in diesem Falle. Zunächst brachte das Schulmeisteramt in Grohdorf jährlich beinahe dreiundzwanzig Mark mehr ein als das in Althaus, wogegen freilich das zum Schulhaus gehörige Gemüseland um anderthalb Quadrat-Ruthen kleiner war. Diese Günst des Schicksals aber schien verschwindend klein gegen das unermessliche Glück, welches darin bestand, daß das Schulhaus in Grohdorf eine vollständige Kammer mehr enthielt, als die Wohnung in Althaus. Da brauchten die fünf Knaben nicht mehr in dem engen Bodenverschlag zu schlafen, in dem es im Sommer so sehr heiß und im Winter so sehr kalt war. Nein, das brauchten sie nun nicht mehr. — Darüber war auch Frau Betti Wohlig, die getreue Gattin unseres Freundes, sehr erfreut.

Frau Betti Wohlig war zehn Jahre jünger, als ihr Gatte, dagegen aber auch mindestens einen Kopf größer und von Gestalt und Wuchs um vieles kräftiger und stärker als Tobias. Es war eigentlich eine ganz sonderbare Frau, diese Frau Betti, halb Engel und halb Mensch. Von dem Augenblicke an, da ihr Gatte um sie geworden hatte, bis ungefähr zwei Jahre nach ihrer Vermählung hatte sie eigentlich immer nur wie im Traume gelebt. Es war ihr nämlich mit irgend einer denkbaren Wirklichkeit unvereinbar erschienen, daß sie, das unschöne, verschüchterte, schlecht behandelte Mädchen, von einem Manne zum Weibe begehrt werden könne. Ihre Eltern hatte sie nie gekannt, und die alte, einzige Tante, bei der sie das Gnadenbrot aß, behandelte sie wie ein Häufchen Ungeflück. — Als sie nun aber eine Zeitlang mit ihrem Tobias verheirathet war, lernte sie sich nach und nach an den Gedanken gewöhnen, daß sie nicht träume, sondern wirklich und wahrhaftig das Weib eines Mannes sei, — und welch eines Mannes! Da brach ihre Engelsnatur durch! Alles für ihn! Und als sie sah, daß ihr guter, menschenfreundlicher Mann eben wegen seiner Güte und Menschenfreundlichkeit Anderen gegenüber oft in Nachtheil gerieth, — da brach ihre Menschennatur durch. Alles gegen die Anderen!

Als Betti vor zwanzig Jahren zufällig einmal durch die halb geöffnete Schultübenthür hörte, wie ihr guter Tobias vergeblich gegen die Unverschämtheit einiger ungezogener Buben ankämpfte, da war sie wie ein Raueengel dazwischen gefahren und hatte mit ihren kräftigen Händen ein eindringliches Strafgericht gehalten. Seit der Zeit konnte Tobias viel besser mit seinen Schülern auskommen. Ein Blick nach der geöffneten Thür, eine Anspielung auf die Annäherung der Frau Cantor genügte, die Buben willfährig zu machen. Drei verschiedene Generationen von Kindern hatte Tobias während seiner Amtsthätigkeit vor sich gesehen, und bei jeder einzelnen Generation war seine Betti einmal über die Mißthaten hergejährt. Das eine Mal hatte für immer die jungen Löwen gezähmt. Sie fürchteten sich so vor der großen, starken Frau, die so prügeln und so unheimlich wüthend mit den Augen rollen konnte.

Wir sehen also jetzt die Cantor-Familie im Begriffe, ihre Ueberfiedelung nach Grohdorf zu bewerkstelligen.

Frau Betti hatte für diese Ueberfiedelung einen Plan entworfen, wie er für die gegebenen Verhältnisse gar nicht besser und passender entworfen werden konnte. Hauptsächlich bestimmend waren ihr dabei zwei vor allen Dingen zu berücksichtigende Umstände gewesen: erstens, ihrem Tobias mußte möglichst wenig Arbeit und Kopfzerbrechen verurteilt werden, — und zweitens, die Sache mußte so billig wie irgend möglich vor sich gehen. Ah, wenn es irgend ging, noch ein wenig billiger! — Freilich, es waren ihnen ja von der Schulbehörde für die Kosten des Umzuges zwanzig Mark bewilligt worden. Aber, wo waren die zwanzig Mark geblieben? Der Herr Cantor und seine Frau und die acht Kinder und die Mobilien mußten doch honnett in die neue Heimath kommen.

Also Betti hatte folgenden Plan entworfen: Sie wollten mit einem der Fischerweber, die in der Oite landeten, die Elbe hinunter fahren und sich in der Nähe von Grohdorf, das auch nur eine Viertel Meile landeinwärts von der Elbe liegt, an's Ufer setzen lassen. Fuhrmann Meinde wollte das Mobilär von Althaus nach dem Anlegeplatze der Fischerweber an der Oite für eine ganz geringe Vergütung mit seinem Wagen schaffen, und der Fuhrmann Niese in Grohdorf wollte für eine ganz geringe Vergütung die Sachen wieder von dem Fischerboote nach Grohdorf in die Amtswohnung des neuen Cantors bringen. Da der Fischerweber seiner Bestimmung gemäß ohnehin von der Oite aus die Elbe hinunter mußte, so war sein Besizer mit einer geringen Entschädigung für die beiläufige Mitnahme der Schulmeister-Familie zufrieden gestellt. — Nein, sicher, — besser, einfacher und billiger ließ sich in keinem denkbaren Falle diese Ueberfiedelung ausführen.

Bei dem Abschiede der Familie von Althaus wollen wir uns nicht aufhalten, da wir doch wahrscheinlich mit Althaus und seinen nunmehrigen Bewohnern nichts mehr zu thun haben werden.

Es war an einem schönen, warmen Julitage, nachmittags dreieinhalb Uhr, als Fuhrmann Meinde's Wagen sich mit dem Hausstande Tobias Wohlig's in Bewegung setzte, um ihn an das Ufer der Oite an den Fischerweber zu bringen.

„Wir sind doch reich, als wir glaubten,“ hatte Tobias schmunzelnd zu seiner Frau gesagt, als er sah, daß Fuhrmann Meinde's Wagen allerlei Sachen und Geräthe nicht mehr fassen konnte.

Betti vertheilte die verschiedenen Gegenstände je nach ihrer Größe und Schwere unter die Kinder. Sie selbst nahm das jüngste zweijährige Mädchen auf den rechten Arm und in die Linke die Bibliothek ihres Mannes. Es waren siebenundzwanzig Bücher verschiedensten Formats, die Betti in einen Bettüberzug gebunden hatte. Sie wollte deshalb die Bücher selbst tragen, weil ihr Mann so viel darauf hielt. Ah, Bücher, Bücher waren ja sein ganzes Streben und Sehnen!

„Laß nur, Tobias, Du brauchst nichts zu tragen,“ sagte Betti, „die Kinder bringen's schon fertig.“

„Aber, Betti, nein, Du wirst das Kind fallen lassen, — gieb mir doch die Bücher!“

„Die sind zu schwer für Dich, — Karl, trag' Du die Bücher!“

Karl, der älteste, dreizehnjährige Sohn, trug die Petroleum-Lampe.

Seine Mutter nahm ihm die Petroleum-Lampe aus der Hand und hing ihm statt dessen das Bündel mit den Büchern über die Schulter.

„Wenn Du denn durchaus etwas tragen willst, Tobias, so sei so gut und nimm die Lampe, — die wiegt nicht halb so schwer.“

Natürlich war Tobias so gut und nahm die Lampe. Nun setzte der Zug sich in Bewegung.

Der nächste Weg zur Oite führte vom Cantorhause durch die Kornfelder. Es war ein kleiner, schmaler Fuhrpfad, auf dem nicht zwei Personen neben einander gehen konnten. Die Familie des Schulmeisters mußte sich also im Gänsemarsch fortbewegen.

Voran schritt Frau Betti mit dem jüngsten Kinde auf dem Arm, dann folgten die anderen sieben Kinder, wie sich's grade getroffen hatte, und Tobias Wohlig selbst beschloß den Zug.

Bei der ersten Biegung um das nächste Kornfeld hielt Tobias an und blickte noch einmal zurück.

Da lag im freundlichen Sonnenglanze das Dorf vor ihm, das ihm siebenundzwanzig Jahre lang eine liebe Heimath gewesen war.

Er nidte wie grüßend hinüber, und wehmuthsvolle Gedanken überliefen ihn. Die Sonnenstrahlen brachen sich an dem Ziegeldache des Schulhauses und fielen von da aus dem Tobias gerade in's Gesicht. Vielleicht war das der Grund, daß seine Augen sich mit Thränen füllten.

„Es waren doch schöne, glückliche Jahre,“ sagte er leise vor sich hin, mit der freien Hand dem Dorfe zuwinkend, — „Gott segne Euch alle!“

Dann wandte sich Tobias langsam um und schritt den Fuhrweg hinab. Seine Familie war schon ein gut Stück voraus, und der Letzte des Zuges vor ihm war längst hinter den hohen Weizenhalmen verschwunden.

Den Kopf gesenkt, in Gedanken versunken, ging Tobias dahin. Da stupte er plötzlich. Sein Fuß hatte auf ein Buch getreten, das auf dem schmalen Feldwege lag. Behutsam stellte er die Lampe auf das Weizenfeld und öffnete das Buch.

„Kotted's Weltgeschichte, dritter Band,“ las er.

Das war ein Buch aus seiner Bibliothek von siebenundzwanzig Bänden.

Rasch schritt er vorwärts.

Da, wahrhaftig, — seine fünfzig Schritte weiter lag wieder ein Buch. Hastig nahm er es auf.

„Die Schreden der Prairie.“

Ah, kein Zweifel, — dem Jungen, dem Karl fielen die Bücher aus dem Bündel heraus.

Tobias eilte weiter. Wichtig, — das dritte Buch!

„Die rationelle Kartoffelzucht.“

Jetzt setzte sich Tobias in Sturmschritt, den er aber plötzlich anhalt, als er bei der nächsten Biegung den Knaben Karl mit dem Bücherbündel auf dem Rücken dicht vor sich sah.

Es fiel gerade wieder ein Buch heraus, das Tobias behutsam aufhob, ohne sich dem Jungen bemerkbar zu machen.

Tobias lächelte vergnügt. Er wollte doch einmal sehen, wie viele Bücher ihm gerettet würden durch den glücklichen Umstand, daß grade er, Tobias, der Letzte im Zuge war, und nicht der Karl mit den Büchern.

Sechs Bücher hatte er schon aufgesammelt, als ein alter, dicker Folsant dem Karl gerade auf die Hacken fiel. Erschrocken drehte der Junge sich um und starrte in das freundlich lächelnde Antlitz seines Vaters.

„Nummer sieben, Karl! Sechs hab' ich schon gefunden. Denk' mal um's Himmels willen an, wenn ich da nicht gerade hinter Dir gehe! Ist aber gut so und macht mir Freude, denn ich sehe daran, daß das alte Glück mit uns geht. Paß auf, Karl, gleich fällt ein ganzer Hümpel Bücher auf einmal heraus!“

Nachdem Tobias nun mit großer Vorsicht seine Bibliothek wieder in den alten Bettüberzug gebunden hatte, erreichte er mit seinem Sohne Karl nach einem Schnellmarsche von zehn Minuten den Fluß.

Das Mobilär war eben vom Wagen auf's Schiff geladen, und Frau Betti schon in voller Thätigkeit, die Gegenstände und die Familie für die kurze Reise möglichst gut und sicher auf dem kleinen Fahrzeug unterzubringen.

Der Besizer des Fischerwebers, Schiffer Kohrs, hatte schon mehrfach Zeichen von Ungebuld und Unzufriedenheit von sich gegeben. Der Wagen mit den Mobilien, sagte er, sei eine Stunde später als verabredet angekommen, und jetzt fehlte noch der Cantor. Wenn er jetzt nicht gleich absegele, verpasse er die ganze Tide.

„Ah, da kommt mein Mann schon,“ rief endlich erleichtert Frau Betti.

Ja, und da schritt auch schon Tobias mit seinen Büchern über das Brett, welches die Brücke vom Lande zum Schiffe bildete.

„Betti, das war'n Spaß mit den Büchern!“ rief Tobias seinem Weibe zu.

„Tobias, wo hast Du denn die Lampe?“

„Die — ach, du mein lieber Himmel! die Lampe, — die hab' ich in's Korn gestellt!“

„In's — Korn —?“

„Ja, ich, — ich — mußte, — wegen der Bücher! Aber wart', ich lauf' eben hin, — in zwanzig Minuten bin ich wieder hier mit der Lampe!“

„Gott! Keel!“ mischte sich jetzt energisch Schiffer Kohrs ein, „ich segel' ab! Schorjäh,“ rief er seinem Knecht zu, „hol't Brett in! Was braucht er die Lampe in't Korn zu setzen?“

Es ist sicher, daß Frau Wohlig, wenn irgend einer der die Erde bewohnenden Menschen ihre Lampe in's Korn gestellt



Am Schmelzer. 1871.

W. Schmelzer.

Winterabend. Nach dem Bilde von W. Schmelzer. — Seite Seite 30.

hätte, diesen Menschen energisch zur Rede gestellt haben würde. Die einzig mögliche Ausnahme war eben ihr Mann, ihr Tobias.

„Was geht Sie das an?“ herrschte sie den Schiffer an, „wenn mein Mann hundert Lampen hat und sie alle zusammen in's Korn stellt, denn kümmert Sie das auch nichts. Nein, dann kümmert Sie das auch nichts!“

„Ja,“ sagte, etwas eingeschüchtern von den Worten und Blicken der zornigen Frau, Schiffer Kohrs, „ja, die Tide richtet sich aber nicht nach uns.“

„Na, dann richten wir uns auch nicht nach der Tide,“ entgegnete kurz Frau Betti, — „Karl, lauf' hin und hol' die Lampe. Wo hast Du sie in's Korn gestellt, mein Tobias?“

„Gleich vorne an in Käder Keesse seinen Weizen. Ich lauf' aber selbst hin und hol' sie.“

„Bei der Hitze? Du bist so schon so angegriffen, Tobias. — Karl, lauf' doch, dumme Junge — Christian, lauf' mit und kommt schnell wieder!“

Schiffer Kohrs wagte erneuten Einspruch.

„Haben Sie sich verpflichtet, unseren Hausstand mitzunehmen, oder nicht, wie?“ fragte grollend Frau Betti.

„Ja, aber — —“

„Na, also, — und hör' 'n Lampe mit zum Hausstand, oder nicht, wie?“

„Ja, aber — —“

„Na, also, — und wenn Sie die Lampe nicht mitnehmen wollen, denn packen wir all unsere andern Sachen auch wieder aus. Dann dauert's noch mal so lange, und Sie kriegen keinen Pfennig.“

Schiffer Kohrs warf einen scheuen Blick auf Frau Betti. „Das ist 'n verdübeltes Froozimmer,“ jagte er vor sich hin und setzte sich resignirt auf den Bord seines Fahrzeuges.

Unterdessen waren die beiden Knaben den Feldweg wieder hinaufgestürzt und suchten die Lampe. Es dauerte aber eine geraume Zeit, ehe sie sie in dem höchstehenden Weizen bemerkten. Endlich hatte Karl sie entdeckt und ging nun vorsichtig und Schritt vor Schritt mit dem kostbaren Haushaltsgegenstände wieder dem Flusse zu.

Es waren über dieser Excursion fast dreiviertel Stunden vergangen, als die Knaben den ungeduldig harrenden Leuten auf dem Schiffe wieder in Sicht kamen.

Schiffer Kohrs brumpte schon ganz bedenklich, und als er endlich die Knaben so fürchterlich langsam und vorsichtig daherkommen sah, da klatschte er wüthend in die Hände und schrie, so laut er konnte, den Weiden zu: „Zum Donnerwetter, loopt to, verfluchte Jungens — loopt to!“

Da sah man Karl Wöhlig zusammenfahren, aufblicken, stolpern, — ein fürchterlicher Schrei aus allen schreifähigen Kehlen der Wöhligen Familie, — die Lampe lag zerschmettert an der Erde!

Zuerst sand bei diesem traurigen Ereignisse Frau Betti ihre Fassung wieder. Sie eilte vom Schiffe nach der Stelle des Unheils und schlug entsetzt die Hände zusammen. Es war vorbei, unwiederbringlich vorbei mit der Lampe. Der schöne, bunte, gläserne Fuß war in sechs, die herrliche, milchweiße Glode aber in mindestens zwanzig Stücke zerschellt.

Als Frau Betti energischen Schrittes und drohenden Blickes auf das Schiff zurückkehrte, hatte sich der Führer desselben wie in Ahnung eines nahen Ungemachs in seine kleine Cabine zurückgezogen. — Er machte sich eifrig bei einer alten Schublade zu thun, als er von oben her die zornig gerufenen Worte vernahm: — „Wo ist Schiffer Kohrs? — Er hat die ganze Schuld! Was braucht er den Jungen so zu erschrecken?! Er hat die ganze Schuld! Ach, die schöne Lampe! Schiffer Kohrs hat die ganze Schuld!“

„Betti,“ sagte freundlich lächelnd Tobias Wöhlig, „Betti, die Sache ist nicht schlimm. Nein, die Sache ist eigentlich sehr gut. Wenn man ein Glas zerbricht, das bedeutet Glück, weißt Du ja, — nun denke erst mal — eine ganze Lampe!“

Endlich setzte sich das kleine Schiff in Bewegung. — Zunächst ward es von Schiffer Kohrs und seinem Knechte mit den Bootshaken aus der Diste in die Elbe gebracht. Dann ward das Segel aufgesetzt, und der Ewer fuhr langsam die Elbe hinunter.

Wenn es nach den ursprünglichen Absichten des Schiffers gegangen wäre, dann würde das Fahrzeug mit der Ebbe in etwas weniger als zwei Stunden von der Diste bis an den kleinen Landungsplatz gelangt sein, an dem die Cantor-Familie abgeholt werden sollte. Eine gute halbe Stunde, so lange die Ebbe noch anhielt, trieb der Ewer trotz des halbconträren Windes ganz flott fort. Jetzt aber war die Fluth eingetreten und trieb das kleine Fahrzeug langsam und unwiderstehlich rückwärts. Bei dem schwachen, conträren Wind wäre das Labiren eine gänzlich nutzlose Arbeit gewesen. Schiffer Kohrs warf scheltend und grollend seinen Anker aus und sagte mit einer Art von ärgerlicher Schadenfreude: „So, nu sitzen wir hier so'n Stücker sechs Stunden fest!“

„Dann kommen wir ja erst bei Nacht an in Grohdorf,“ sagte erschrocken Frau Betti.

„Dat stimmt,“ erwiderte barsch der Schiffer, „und ich komm' um meinen Fang und verlier' 'n ganzen Tag bei dies Getümpel! Der Teufel hol' mich, wenn ich wieder so 'n Führ übernehm'!“

Die Stimmung und die Situation ward nun immer ungemüthlicher auf dem Schiffe. So lange es in Fahrt gewesen war, hatten die Kinder sich prächtig amüßirt; nun aber ward ihnen die Geschichte langweilig, und sie trieben allerlei Unfug. Frau Betti mußte all ihre kräftige Energie anwenden, um einen ernstlichen Unfall zu verhindern.

Auch Schiffer Kohrs ward immer ungemüthlicher und mürrischer. — Einen directen groben Ausfall gegen seine Passagiere hatte er nur deshalb noch nicht gemacht, weil er wegen der zerbrochenen Lampe nicht ganz reinen Gewissens war, und Frau Betti Wöhlig wiederum wagte keine kräftige Zurückweisung der Bänkereien des Schiffers, weil sie sich wegen der so sehr verzögerten Abreise nicht ganz unschuldig fühlte.

Tobias aber fühlte, daß das so auf die Dauer nimmer gut gehen würde, und deshalb rief er seinen Onkel Balthasar zu Hülfe.

Jawohl, er rief seinen Onkel Balthasar zu Hülfe. Tobias rief immer seinen Onkel Balthasar zu Hülfe, wenn er sich in irgend einer gefährlichen oder unangenehmen Situation befand, und Onkel Balthasar hatte ihm bisher noch jedes Mal geholfen. Tobias erzählte nämlich in solchen Momenten Erlebnisse von Onkel Balthasar, wie sie diesem in gleichartigen gefährlichen und unangenehmen Situationen be-

gegnet waren, und diese Erlebnisse waren so fürchterlicher und schrecklicher Natur, daß die gerade jetzt von Tobias zu bekämpfenden Unannehmlichkeiten sich dagegen wie harmlose Kinderspiele ausnahmen.

Persönlich gekannt hatte Tobias seinen Onkel Balthasar nicht. Er hatte ihn nur zuweilen von seinem verstorbenen Vater als einen Menschen bezeichnet gehört, den das Unglück in geradezu unerhörter Weise zu verfolgen gewohnt war. Er war noch mehrere Jahre vor Tobias' Vater irgendwo in der Fremde im Glend gestorben, und sein letzter Brief hatte Zeugniß davon abgelegt, daß ihm das Unglück bis zum letzten Augenblicke treu geblieben war. Wie viel Schlimmes Onkel Balthasar aber auch in seinem Leben erfahren haben mochte, so viel, wie Tobias schon davon berichtet hatte, wird's doch wohl nicht gewesen sein. — Und wenn der selbige Onkel Balthasar noch für irgend eine Genußthuung empfänglich wäre, so würde sie ihm sicherlich durch die Thatsache zu Theil werden, daß durch die etwas freie Bearbeitung seiner traurigen Schicksale sein Neffe Tobias schon so oft das eigene Ungemach, als klein und leicht zu ertragen, sich und seinen Angehörigen dargestellt hatte.

Also auch in dem augenblicklich ihm drohenden Ungemach rief Tobias seinen Onkel Balthasar zu Hülfe.

„Haben Sie meinen Onkel Balthasar gekannt?“ fragte Tobias plötzlich den Schiffer Kohrs.

„Ne!“ erwiderte dieser mürrisch.

„Das war 'n Grönlandsfahrer, — der ist auf den Wal-fischfang gegangen. Ist ihm aber schlimm, sehr schlimm bekommen.“

„So? Wieso denn?“ fragte Schiffer Kohrs. Die Sache interessirte ihn natürlich.

Und nun begann Tobias möglichst umschweifend und weit ausholend eine seiner freien Unglücksgeheimnisse von Onkel Balthasar. So schlecht war's dem armen Manne eigentlich noch nie gegangen, und in kaum dreiviertel Stunden hatte Tobias das ledgewordene Grönlandsschiff zwischen zwei ungeheure Eisberge geklemmt. Die ganze Mannschaft, jeder einzeln dreiviertel erfroren, war an die Pumpen commandirt, um das Schiff über Wasser zu halten, und Onkel Balthasar, der allein auf Deck geblieben war, schickte sich zum Kampfe mit einem jener riesigen Eisbären an, die die arctischen Regionen manchmal so unsicher machen sollen.

„Dummerwetter,“ rief Schiffer Kohrs, „das is 'n schlimme Sache, — da kann einer obstinatich 'bei wer'n.“

„Ja, Herr Kohrs, da wären Sie ganz gewiß obstinatich 'bei geworden. Sie werden ja schon obstinatich, wenn Ihr Schiff ein paar Stunden hier auf der Elbe ganz ruhig und sicher im schönsten Sonnenschein liegt. Nun denken Sie mal, wenn Sie zwischen zwei Eisberge eingeklemmt wären, mit 'n Led im Schiff und mit 'nem großen Unthier vor sich, wie mein Onkel Balthasar, — nein, Herr Kohrs, Sie sollten froh sein, daß Sie's so gut haben, und nicht obstinatich werden.“

„Du, ja, — Das is woll wahr —, ich bin ja auch nicht obstinatich, — es is man bloß, weil ich heut' nu nix mehr fangen kann. Ihr Onkel Balthasar hatte aber doch schon fünf große Stodfische gefangen. Das haben Sie ja selbst erzählt.“

„Hatte er auch, und mit Lebensgefahr, wie Sie ja gehört haben. Herr Kohrs, was fangen Sie?“

„Schellfische und Schollen.“

„Na, das ist doch höchstens für die Schellfische und Schollen gefährlich, — für Sie doch nicht, Herr Kohrs, — nicht?“

„Ne!“

„Na, mein Onkel Balthasar hat die fünf Stodfische, die er mit Lebensgefahr gefangen hat, wieder in's Meer werfen müssen, damit's Schiff leichter wird und nicht sinkt.“

„Dumm — das muß höllisch ärgerlich sein!“

„Nicht wahr? Und da schimpfen Sie wegen der paar Schellfische und Schollen, Herr Kohrs?“

„Ne, ich schimpf' ja auch nicht, Herr Canter, — und es is ja auch nich wegen die Schellfische und Schollen, — es is man bloß, weil ich nu ja doch heut' nix verdienen kann.“

„Verdienen? Nichts verdienen?! Na, da sollen Sie doch mal hören, wie's meinem Onkel Balthasar mit'm Verdienen gegangen ist —.“

Jetzt ging's wieder los. — An die unglückliche Grönlands-fahrt knüpfte Tobias einen finanziellen Krach seines Onkels Balthasar, indem er zuvor ausführlich erzählte, unter welchen Mühseligkeiten und Widerwärtigkeiten sein Onkel das bischen Vermögen erworben hatte. —

Die Geschichte war lang, sehr lang. — Schiffer Kohrs hatte es sich schon früher ein wenig bequem gemacht und sich am Bugspriet seines Ewers der Länge nach ausgestreckt. Die Sonne schien ihm gerade in's Gesicht. Er legte sich seinen Strohhut über die Augen.

Als Onkel Balthasar sein ganzes Vermögen bis auf ein paar hundert Mark verloren hatte, machte Tobias eine kurze Pause. Da hörte er den Schiffer Kohrs schnarchen. Schiffer Kohrs schlief so fest und solide, wie nur irgend ein Schiffer, dessen Schiff still vor Anker liegt, in warmer Sommerluft schlafen kann.

Onkel Balthasar hatte wieder ein Mal geholfen. Tobias Wöhlig lächelte zufrieden und warf seiner getreuen Betti einen freundlichen Blick zu.

Bald darauf zeigte auch der jüngste Sproßling des Wöhligen Hauses Spuren überhandnehmender Müdigkeit, und Frau Betti stieg mit dem Kinde in die kleine Cabine hinab, um eine etwas geschüttere Schlafstelle zu suchen.

Nun nahm Tobias den kleinen Proviantkorb her, denn die Kinder waren hungrig geworden und verlangten nach Brod. Frau Betti hatte alles genau berechnet und eingetheilt. Es waren für jedes der Kinder zwei Semmeln vorhanden; jede der Semmeln war in zwei Hälften getheilt, ganz, ganz dünn mit Butter bestrichen, und mit einem Stück Schwarzbrod belegt. Jedes der Kinder sollte eine der Semmeln auf der Reife verzehren, und die andere sollte als Abendbrod in der neuen Heimath dienen.

Bisher hatte der schon genannte Schifferknecht für alles, was auf dem Ewer passirt war, nicht das mindeste Interesse gezeigt. Er hatte weder mit einem Worte noch mit einer Miene an irgend einem Dinge theilgenommen. — Als nun aber Tobias den Proviantkorb bernahm und Brod herauszuholen begann, da zog der erste Schimmer von Bewegung über das stupide Gesicht des Schifferknechtes, und er warf einen begehrlichen Blick auf das Brod.

Der gute Tobias sah den Blick und sagte zu dem Schifferknecht:

„Ach 'n Stück Brod? Nehmen Sie nur!“
Wie ein Sturmbock fuhr die schwielige Faust des Schifferknechtes in den Korb. — Er redete auch jetzt noch kein Wort, aber er begann zu essen! Eine kurze Zeit sahen ihm die Kinder erschreckt und erstaunt zu. Dann überkam sie wie instinctiv die Ueberzeugung, daß sie nie und nimmer auch nur ein kleines Stück von diesen Semmeln erhalten würden, wenn sie in diesem Augenblick nichts erhielten. Ein fürchterlicher Kampf begann! Sie wehrten sich tapfer, diese sieben Zwerge, gegen den Riesen, und als Frau Betti wieder auf Deck kam, da waren nur noch zwei halbe Semmeln im Korb. — Erschreckt und wüthend blickte sie auf den Schifferknecht, der noch immer hastig weiter-saute.

„Ich — ich — hab's ihm erlaubt,“ jottierte Tobias, den der Schreden fast übermannt hatte.

Ihr Tobias hatte es erlaubt: — da gab es für Frau Betti keine weitere Erörterung. — — —

Die Grohdorfer Bake steht auf einem Steindamm, der ungefähr zehn Meter in die Elbe hinaus gebaut ist.

Etwas nach zehn Uhr abends war's, als Schiffer Kohrs, wie abgemacht, mit seinem Ewer an den Steindamm legte, um die Familie Wöhlig und ihren Haushalt an's Land zu setzen. Selbstverständlich und ganz natürlicher Weise war der bestellte Fuhrmann aus Grohdorf nicht an der verabredeten Landungsstelle. Er hatte dort von sechs bis acht Uhr mit seinem Fuhrwerk gewartet und war dann schimpfend wieder heim-gefahren.

Nach seinen gangbar menschlichen Begriffen konnte der Schulmeister heute nicht mehr kommen.

Schiffer Kohrs und sein Knecht beeilten sich, die Familie Wöhlig und ihren Haushalt möglichst schnell von ihrem Ewer auf den Steindamm zu schaffen. Sie wollten noch heute Abend mit der Ebbe bis zur rothen Tonne segeln, die an der Mündung der Elbe liegt. Ein klein wenig Mißleid aber hatte Schiffer Kohrs doch mit der Familie Wöhlig und ihrem Hausstand.

„Lassen Sie die Sachen man ganz ruhig hier op'n Damm stahn,“ sagte er tröstend zu Tobias, „und morgen früh bei Tagewerd'n kommen Sie wieder her und holen's ab. Hier nimmt Ihnen kein Mensch was weg. Hier kommt kein' todte Kage her, — nee. Was ich Ihnen sag', lassen's man ruhig die Sachen hier stehn, — nich, Hinrich?“

„Ja,“ sagte Schorch, der Schifferknecht, und das war das erste und letzte Mal, daß Tobias den Hinrich ein Wort sagen hörte.

Halb elf schlug in der Ferne die Kirchturmglode in Grohdorf, als der Schulmeister und seine Familie mit all ihrem Hab und Gut auf dem einsamen Damm an der Elbe standen.

„Weißt Du, Betti,“ begann etwas zögernd Tobias, „Glück haben wir doch. Sieh nur, wie hell der Mond scheint. Denk mal, wenn's nun pechdunkel wär, und wenn's regnete oder so kalt wär, wie sonst manchmal die Sommernächt.“

„Da hast Du wohl Recht, mein Tobias.“

„Und nun, Betti, machen wir's, denk ich, wie Schiffer Kohrs gejagt hat. Vorwärts, Kinder, nach Grohdorf, den Weg kenne ich ganz genau.“

„Wenn nun aber unsere Wohnung zugegeschlossen ist?“

„Du, — wird wohl nicht. Und wenn, — na, dann müssen wir sehn, wie wir's machen. Hier bleiben können wir ja doch nicht. Fragt Euch an, Kinder, zwei bei zwei, und dann vorsichtig. Betti, soll ich lieber die Kleine auf den Arm nehmen?“

„Ach nein, mein Tobias. Aber wir müssen doch etwas Bettzeug mitnehmen —.“

„Können wir nicht, Betti. Wie willst Du's jetzt aus der Kiste kriegen, und wie sollen wir's hintragen?“

Karl fing schon an zu stolpern.

Vorsichtig, Karl, um Himmelswillen! Gretchen, faß ihn an!“

Die Familie setzte sich in Bewegung.

In zehn Minuten hatten sie den Deich erreicht, der das Land vor der Sturmfluth schützt. Das Gras war feucht, der Auf- und Abstieg etwas beschwerlich. Aber einmal jenseits des Deiches angelangt, sahen sie den Kirchturm von Grohdorf vor sich in der Ferne. Tobias fand gleich den Fußweg, der zum Dorfe führt, und nun marschirten sie vorwärts.

Rein, marschiren war's eigentlich nicht zu nennen. Die Kinder waren so müde und matt, sie schleppten sich nur noch vorwärts, und der kleine Heinrich weinte immer still vor sich hin.

„Bist ihr was, Kinder,“ begann nun Tobias, „bis wir zu den Häusern kommen, können wir eins singen, — das kürzt den Weg ab und hält munter. Stimmt mal mit an, — aber nicht gar so laut: Wer nur den lieben Gott läßt walten —.“

Und alle stimmten mit ein, freilich recht schleppend und untactmäßig, und der kleine Heinrich lachte und weinte das Lied eigentlich mehr, als er's sang. Es ist auch wohl mit einiger Sicherheit zu behaupten, daß das bezeichnete Lied kaum jemals so unrichtig und untactmäßig geungen worden ist, wie in diesem Falle; es darf aber vielleicht auch mit derselben Sicherheit behauptet werden, daß jenes Lied nie bei passenderer Gelegenheit und mit besserer Wirkung vorgetragen worden ist.

Jetzt erreichte man die ersten Häuser des Dorfes. Nirgend's mehr ein Licht, nirgend's mehr ein Lebenszeichen. Wie nächtliche Schatten zog die Schulmeister-Familie in ihre neue Heimath.

Tobias war mehrere Male in Grohdorf gewesen, er kannte die Wege genau. Dort lag das Schulhaus. Er eilte bekommenen-Herzens einige Schritte voraus.

„Gott sei Dank, — Betti, — die Thüre ist offen!“

„Gott sei Dank!“ wiederholte tief aufseufzend Frau Betti. Sie traten ein. Tobias zündete ein Schwefelholz an. Ach, wenn die Lampe nicht zerbrochen wäre!

Sie takteten sich in ein Ides, kahles Zimmer, in dessen Fenster der Mond schien.

„Wie prächtig,“ rief Tobias, „hier scheint gerade der Mond herein, — hier bleiben wir heute Nacht!“

Die todtmüden Kinder setzten sich gleich auf den Fußboden an die Wand. Wohin hätten sie sich auch sonst setzen können?
„Ich bin so hungrig, Mutter!“ rief Karl.

„Ach, ich auch — ich auch!“

„Warum habt Ihr dem Schifferknecht alles gegeben? Woher soll ich bei nachtschlafender Zeit — —“

„Kinder,“ unterbrach hier Tobias seine Gattin, „Kinder, kennt Ihr die Geschichte von Onkel Balthasar, wie er 'mal in einem Lande war, wo eine fürchterliche Hungersnoth ausbrach?“

„Ach ja, Vater, die Geschichte hast Du uns schon dreimal erzählt.“

„Um, so — ja — richtig. — Aber, Karl, weißt Du, ich will mit Dir wetten, — ja, eins zu zehn will ich mit Dir wetten, daß wir noch einmal herzlich darüber lachen werden, wie's uns heute ergangen ist. Ja, morgen schon werden wir herzlich darüber lachen. Ich wette mit Dir, Karl, mit Dir auch, Gretchen, — hast Du auch Lust, Betti? Ich setze zehn zu eins.“

Jetzt saß die ganze Familie an der Erde, und Jeder lehnte das müde Haupt an die Wand. Jeder hatte sich eines Stück Zeugens entledigt und unter den Kopf gelegt. In einer Ecke hockte Frau Betti, das jüngste Kind, mit ihrer Schürze umwickelt, im Arm. In der Ecke gegenüber saß Tobias. — Jetzt hörte er ein leises, unterdrücktes Schluchzen aus der Ecke, in der seine Gattin war.

„Sch' — ich' — ruhig,“ machte gleich hinterher Frau Betti. Aber Tobias hatte alles gemerkt. Betti selber hatte geweint und wollte ihn nun glauben machen, das Kind sei's gewesen.

Er wollte aufspringen und sie umfassen. Aber er bezwang sich. Wie würde das treue Weib sich erst bekümmern, wenn sie wüßte, daß er sich ihretwegen gräme.

Tobias drückte sich noch fester in seine Ecke, aber es überkam ihn eine tiefe Wehmuth. Ein Mondstrahl fiel ihm grell in's Gesicht.

„Tobias,“ sprach er zu sich selber, „Tobias, ist dies nicht der Mond, der immer nur Nachts scheint?“ — „Ja, Tobias, das ist der Mond!“ — „Aber morgen früh, schon in wenigen Stunden, wird wieder die Sonne scheinen, nicht wahr, Tobias?“

„Ich glaube wohl, Tobias.“ — „Ist es nicht sicher, Tobias?“

„Ja, es ist ganz sicher, Tobias.“ — „Nun, Tobias, und dann willst Du erbärmlicher Kerl verzagen, weil mal ein paar Stunden lang Mondschein ist anstatt Sonnenschein?“

Nachdruck verboten.

Die Musik-Verständigen.

Siehe das Bild Seite 33.

Bekanntlich sind die Katzen außerordentlich musikalische Thiere. Daß ihre Musik uns Menschen nicht gerade angenehm in die Ohren klingt, ist freilich richtig, aber es vermag an der Thatfache nichts zu ändern. Sind doch die menschlichen Begriffe über die Musik so verschieden, daß es Deutsche giebt, die Wagnerische Musik als den Gipfel der Kunst preisen, und andere, welche behaupten, sie bestünde nur aus Dissonanzen. Wir verstehen den Chinesen nicht, wenn er in Tönen zu uns spricht, und dem Chinesen macht eine italienische Bravour-Arie, von der Patti gesungen, den Eindruck einer Bastonnade auf das Trommelfell. Da wäre es höchst anmaßend von uns, den Katzen musikalisches Gefühl abzuspreden, nur deshalb, weil ihre Musik unseren Ohren wehe thut. Wer weiß, ob nicht ihre Musik die wahre ist und der Fehler nur in unseren Ohren liegt. Jedenfalls nehmen es wenigstens die beiden Katzen, welche der Künstler beobachtet hat, ernst mit der Kunst. Sie wenden dem Instrument, dessen Behandlung ihnen doch gewisse Schwierigkeiten bietet, nicht schüden den Rücken und sprechen nicht verächtlich von Menschenmusik, was wir von Katzenmusik, sondern sie zeigen das, was alle Kunst erfordert, liebevolles Sichhineinversetzen. Dem getigerten Vater wird es auch sicher bald gelingen, den Seiten Fäden zu entlocken, und das schneeweiße Käpchen wird dann wohl mit einem hohen C einfallen, „das Stein erweichen, Menschen rasend machen kann.“ — so werden die Menschen behaupten. Der getigerte Vater wird sicher anderer Meinung sein, und da das hohe C des schneeweißen Käpchens nur für ihn berechnet ist, so ist er auch der kompetentere Richter.

Nachdruck verboten.

Winterabend.

Siehe das Bild Seite 37.

Die Poesie des Schnees! Wer will sie leugnen und wer beschreiben? Zart schimmernd legt sich die frostige Umhüllung um die Formen, ihre Härten mildern und rundend; eine gleichmäßige Decke, breitet sich die Masse über die Ebene aus, die einzelnen Farbentöne vernichtend, ein Bild des sanften Schlummers, nicht des Todes. Denn unter der weichen Hülle arbeitet die Natur still wirkend weiter an einer neuen Farben- und Formensfülle, die in Blüthen und Früchten ersehen will.

Die Poesie des Schnees! Liegt sie wirklich nur in seiner symbolischen Bedeutung als Decke des Ruhelagers, in das sich die Natur für den Winterschlummer bettet? Der Schnee ist ein eigenartiger Zeichner und Maler. Er zerstört nicht, er lockert die Umrisse. Mit weichen Strichen folgt er dem feinen Geäst der laubentblätterten Bäume und Sträucher, in breiten Massen lagert er sich auf den Zweigen der Tannen und Nichten, die Nadeln verbedend und zusammenschließend. Unter seiner schimmernden Last beugen sich die großstämmigen nördlichen Zweige wie südliche Palmenwedel zur Erde, als suchten sie dort unten die Blumen, welche die gleiche farblose Hülle ihnen verdeckt.

Winterabend im Walde! das ist die lichtverklärte Poesie des Schnees! Drüben ist der Mond aufgegangen und läßt sein mildes Licht hinflehen über die weich umhüllten Formen der Bäume und Büsche. Leise bettet es sich in die Wagenfurchen des Waldweges, gleitet an den Stämmen empor und umzieht, was Schnee und Reif in verschimmenden Linien gezeichnet, mit einem feinen Lichtschimmer. Lautlose Stille herrscht in der Waldbeinsamkeit. Nur durch die Luft klingt ein leises Klirren wie von unsichtbaren, aneinander stoßenden Eiskristallen, und drauten knirscht der Schnee unter den Füßen der betäubelten, im summen Gefühl winterlichen Waldjägers heimkehrenden Jäger.

Die Poesie des Schnees ist zugleich die Poesie der Unendlichkeit. Das Auge verliert sich in den weiten, weiß glänzenden Massen, in denen es erst bei genauem Hinsehen sein abgetönte Schattierungen entdeckt, die an die Farben der wirklichen Dinge erinnern. Der Schnee ist der Idealist unter den Malern, der in asterischer Selbstbeschänkung zunächst auf die Schärfe des Umrisses und dann sogar auf das Colorit verzichtet.

Nachdruck verboten.

Puffärmel und Glockenrock.

Eine Mode-Klauderei von C. W. Mit sechs Abbildungen.



„Ach! Dich nicht breit!“ „Thue nicht groß!“ Wer hätte diese Redensarten nicht schon gebraucht? Sie besagen doch, daß wir jeden, der mehr Platz in der Welt einnimmt, mehr Recht zum Stolz einräumen, daß seine Bedeutung mit seinem Umfang wachse. Ist es daher ein Wunder, daß viele thätlich streben, sich breit und groß zu machen? Und wenn sie schon ihren Körper nicht wesentlich auszudehnen vermögen, so können sie doch ihre Kleider weit ausbauchend. Immer von neuem beweist die wechselnde Mode, daß dies Motiv einen starken Einfluß auf die Geschmacksbildung hat.

Und dann: Wer hat das eigenthümliche Gefühl noch nicht an sich bemerkt, das ein enges Kleidungsstück erweckt: Der Jüngling, der die ersten Tirots zum Maskenfest trägt — wie zierlich setzt er die Füße, wie mächtig schwenkt er sie im Tanz. Woher das?

Er spürt ununterbrochen eine enge Berührung seiner Glieder mit dem Kleide. Ein gesunder Mensch spürt aber sonst seine Glieder nicht. Durch das enge Kleid werden sie ihm erst zum ständigen Bewußtsein gebracht, wenigstens so lange das Gefühl nicht abgestumpft ist. Und er freut sich dieses Bewußtseins. Der Jüngling empfindet nun das kraftvolle Arbeiten seiner Muskeln, er sieht ihre Leistungen, er erlangt den angenehmen Eindruck seiner Beweglichkeit, und er freut sich dieser unbewußt. Ja, er erträgt gern Unbilden, um diese Freude zu genießen, indem die ihn im Grunde störende Kraft das widerstrebende Gewand ohne Verdruss besiegt. Immer wieder von neuem beweist die Mode, wenn sie die höchste Einschränkung des Gewandes herbeiführt, daß das eben geschilderte Gefühl bei der Gestaltung der Kleider thätig und wirksam bleibt.

Wenn ein Jünger der edlen Kaufmannschaft Sonntag Nachmittags sich schön anzieht, so geht sein ganzes Streben freilich auf das Entgegengesetzte von dem aus, was ein sich weise dünkender Mann sich wünscht, der auf persönliche Eroberungen bereits Verzicht leistete. Dieser will alle Kleidungen unausföhrlich und bequem haben und hält es für Narrheit, daß jener auffallen will und erst dann rechte Freude an seinem Gewand hat, wenn es nicht ganz bequem ist. Denn der Alte will gar nicht daran erinnern sein, daß er bekleidet sei, der Junge hat aber gerade hieran seine größte Freude: Ob er nun enge Handschuhe und Beinkleider, oder ob er die weitesten Radmäntel und die höchsten Cylinder trägt, das ist alles nur eine verschiedene Aeußerung dieses Wunsches, sich seines Kleides durch seine Glieder bewußt zu werden. Und wenn er dann abends heimkehrt, wird der Cylinder erst recht schief aufgesetzt, damit er dem Träger das Bewußtsein der erhöhten Ausdehnung unmittelbar auf die Stirn drücke.

Daß die Frauen nicht zu den grundsätzlichen Gegnern der Mode gehören, ist sehr begreiflich. Ich möchte sagen, es ist eine psychologische Nothwendigkeit, die aus ihrer ganzen Be-anlagung hervorgeht, aus ihren Tugenden sowohl wie aus ihren Fehlern. Sehr weise Propheten der zukünftigen Frauentracht, wie sie in den Ateliers großer Con-fections-Firmen und in den Redaktionen der Mode-Zeitungen zu finden sind, sagen voraus, es werde die Frauenmode der nächsten Zeit sich der der Zeit von 1820 bis 1830 nähern, es werde nämlich der „Glockenrock“ (jupe cloche) und der weite Aermel, in Frankreich einst respectswidrig, „Dammel-Keule“ (gigot) genannt, wieder in Aufnahme kommen. Das heißt hinsichtlich des Rockes so viel, als daß wir wieder eine Erweiterung erleben werden, daß also das Gespenst der Crinoline wieder in der Ferne drohend er-scheine. Man liest sogar schon wieder von Anti-Crinolinen-Bereinen und hört von sonst klugen Leuten, es müsse doch etwas geschehen gegen die Moden-Unsitte. — Aber was?!

Warum kommt nun aber gerade diese Mode? Das ist die große Frage. Warum kommt nicht eine andere? Giebt's denn kein Gesetz, wie doch jedes Naturereigniß Gesetzen unterliegt. Man kann das Kommen der Mode historisch zu erklären suchen, denn wir haben in den letzten Jahrzehnten eine Art kostüm-geschichtlichen Curfus durchgemacht! Dieser begann mit der Renaissance und mit der großen kunstgewerblichen Bewegung der 70er Jahre, d. h. mit der Zeit, mit der das zwar nicht schöne, aber eigenartigste Kleidungs-stück der Frauen des 19. Jahrhunderts überwunden wurde, eben die Crinoline. Damals waren sichtlich wir Deutsche eine Reislung frei von französischen und englischen Einflüssen. Hans Rastart und sein Festzug zur Feier der silbernen Hochzeit des österreichischen Kaiserpaars 1869 und die daran sich anschließende begeisterte Pflege der Kostümfeste waren von tiefgehender Wir-kung: Die schweren Stoffe kamen in Aufnahme, die Farben wurden tiefer im Ton, brauner, wuchtiger, die Formen wurden kräftiger. Eine Renaissance auch in der Frauenkleidung kündigte sich an, vom Rembrandt-Hut bis zu den breit endigenden Schuhen, die man einst, vor vierhundert Jahren, an den Rüstungen der Ritter Entenschnäbel oder Bärenstagen nannte. Und dann kamen gebauchte Kleider auf, dem Rococo nach-gebildete Formen. Die „Natürlichkeit“, wie sie Watteau auf-fachte, mit dem Bauernrod in zierlicher Faltelung folgte; end-lich kamen wir auf eine kurze Zeit in's „Empire“: die Taille kurz, der Rock lang mit kunstlosem Faltenwurf. Und nun im Ru geht die Mode weiter zur „Restauration“, d. h. zu jener Zeit, in welcher das Königthum in Frankreich wieder sich einrichtete, der Vorbereitungszeit für das zweite Kaiserreich und

für die Modenherrschaft der Kaiserin Eugenie. So hätten wir also in etwa fünfundsiebzig Jahren das Penum von drei Jahrhunderten nachahmend durchgemacht und würden, wenn es so fortgeht, in einem Lustrum etwa so weit sein, daß wir die Crinoline wieder überwunden haben und nun anfangen müßten, uns selbst zu copiren!

Man kann sich aber auch das Kommen der neuen Mode culturgeschichtlich erklären.

Die weiten gebauchten Aermel erscheinen zuerst bei den Ritters des endenden 15. Jahrhunderts. Dort sind sie meist mit mehreren Bändern eingeschnürt, so daß der Arm etwa aus-sieht, wie der des „Pflaumen-Tossels“ auf unseren Weihnachts-märkten oder wie eine „Zeile“ getrockneter Feigen.

Woher dieser wulstige Anhang an dem sonst meist noch schlichten Rock? Er stammt, wie uns scheint, vom Tourner in Klatten-Rüstungen her. Um nicht unmittelbar Eisenrüstung und Körper aneinanderstoßen zu lassen, wenn im Lanzen-rennen die Reiter mit voller Wucht aneinanderprallten, be-durfte es eines starken, gut gepolsterten Kleides. Auch der weniger Gerüstete, der Landsknecht, der nur einen Brust- und Hüdenharnisch und ein Paar eiserne Fuchthandschuhe trug, liebte weite, stoffreiche Aermel, die ihn in ähnlicher Weise als Schutz dienten, wie heute die Arm-Bandage dem Studenten bei seiner Mensur. Die weitesten Aermel hatten die fröhlichen Landsknechte aus der Zeit Kaiser Karls V., aus jener Zeit, in der ein Zug geistiger Frische durch deutsche Lande ging, das kirchliche Leben, die Wissenschaft, die Kunst blühten, durch die junge Welt ein wilder Wagemuth wehte. Wir deutschen Männer sind es, die sie aufbrachten und auf's Aeußerste steigerten.

Die Frauen machten bald diese Mode nach, und Holbein gab selbst seiner heiligen Barbara, wie der Madonna die prächtigen Puffärmel: denn sie sollten schön sein, so schön als irgend möglich!

Unser Sprachgebrauch scheint ein falscher, welcher von einer Menschengestalt, einer Sache sagt, sie sei schön. Wir dürften richtig nur sagen, sie scheint uns schön. Das Schönste in der Welt ist für uns doch der Mensch, als die Krone der Schöpfung. Daß aber der Mensch so gestaltet ist, wie wir ihn kennen, ist nicht unser Verdienst. Daraus ergibt sich also doch wohl, daß der Mensch nicht nach unserem Geschmack schön ist, sondern daß sich unser Geschmack nach dem Menschen gebildet hat. Ebenso ist's mit allen anderen Natur-Erscheinungen: Jene gilt uns für schön, welche einem aus unserer Erfahrung geschaffenen Mittelmaße ent-spricht. Wären die Menschen mit dop-pelt so großen Händen oder halb so großem Kopf geschaffen, so würde der uns jetzt verwachsen Erscheinende uns als schön vor-kommen. Es geht also auch in der Mode nicht an, zu sagen, sie sei schön oder nicht. Was einem schön erscheint, erscheint dem anderen als häßlich; das hat seinen Grund nicht etwa darin, daß einer einen besseren Geschmack hat, als der andere, sondern nur daß sein Geschmack anders vorge-bildet ist.

Gäbe es für die Menschen überhaupt, für die kaukasische Rasse, für die Deutschen eine Idealgestalt, eine Idealkleidung, in welcher sich alle Vorzüge der Gemeinschaft vereinten, so wären diese das unverän-derliche Maß der Schönheit für die Ge-noßnen: Je näher ein anderer ihnen kommt, für desto schöner würden wir alle ihn halten. Dem ist aber keineswegs so! Bei der ungeheuren Menge der Erschei-nungs-Formen wählt sich jeder eine andere Gruppe und jeder trägt ein anderes Menschen- und Kleider-Ideal in sich, ja, er arbeitet fortwährend an der Ausge-staltung eines solchen. Jeder von uns erfährt es an sich, wie rasch eine neue Schönheitsform unsere alten Ideal-Er-fahrungen über den Haufen wirft.

Es über die Menschen überhaupt, für die kaukasische Rasse, für die Deutschen eine Idealgestalt, eine Idealkleidung, in welcher sich alle Vorzüge der Gemeinschaft vereinten, so wären diese das unverän-derliche Maß der Schönheit für die Ge-noßnen: Je näher ein anderer ihnen kommt, für desto schöner würden wir alle ihn halten. Dem ist aber keineswegs so! Bei der ungeheuren Menge der Erschei-nungs-Formen wählt sich jeder eine andere Gruppe und jeder trägt ein anderes Menschen- und Kleider-Ideal in sich, ja, er arbeitet fortwährend an der Ausge-staltung eines solchen. Jeder von uns erfährt es an sich, wie rasch eine neue Schönheitsform unsere alten Ideal-Er-fahrungen über den Haufen wirft.

Es über die Menschen überhaupt, für die kaukasische Rasse, für die Deutschen eine Idealgestalt, eine Idealkleidung, in welcher sich alle Vorzüge der Gemeinschaft vereinten, so wären diese das unverän-derliche Maß der Schönheit für die Ge-noßnen: Je näher ein anderer ihnen kommt, für desto schöner würden wir alle ihn halten. Dem ist aber keineswegs so! Bei der ungeheuren Menge der Erschei-nungs-Formen wählt sich jeder eine andere Gruppe und jeder trägt ein anderes Menschen- und Kleider-Ideal in sich, ja, er arbeitet fortwährend an der Ausge-staltung eines solchen. Jeder von uns erfährt es an sich, wie rasch eine neue Schönheitsform unsere alten Ideal-Er-fahrungen über den Haufen wirft.

gewisse Leichtfertigkeit des Geistes dazu, rasch neue Ideal-Bilder in sich aufzunehmen. Daher wird die Jugend, werden die Frauen und werden vor allem junge Frauen am schnellsten die Modewandlungen mitmachen. Sie haben ganz Recht, jenen zu verspotten, der die Frische nicht mehr hat, mit zu thun. Wie in der Kunst der junge feurige Mann sich den neuen Bestrebungen in die Arme wirft und bald nur Hohn für die „veralteten“ Alten hat, so beweist die junge Frau nur ein lebhaftes Formengefühl, wenn sie sich von den Wellen der Mode fassen läßt, und namentlich wenn sie selbst gestaltend in sie eingreift.

Wie also die Mode der Puffärmel im 16. Jahrhundert aufkam, erfasste die damals jugendfrische Nation sie mit starkem Kunsttrieb und bildete sie fort, bis zum Aeußersten.

Und als dann die Zeit des Niederganges folgte, blieb sie stehen, verrottete gewissermaßen die Mode, erfuhren die Aermel keine wesentliche Aenderung mehr, als daß sie tiefer, eintöniger, langweiliger gebildet wurden. Das Formengefühl war nicht mehr auf sie gelenkt, der Gestaltungsdrang war erschöpft, es war das eingetreten, was man die Ermüdung des Form-gefühles nennt.

„Gäbe man dauernd,“ sagt der Aesthetiker Göller von der Baukunst, „schön gefunden, was einmal als das Schönste galt, so wäre kein neuer Baustil entstanden, so wäre die Architek-tur längst keine Kunst mehr, sondern ein handwerksmäßiges Anheften der Form nach Rezept und Schablone!“

Dasselbe gilt von der Mode.

Der Rock der Frauen war im 15. Jahrhundert sehr ein-fach geschnitten, ein ziemlich hoch gebundener Gürtel hielt ihn unter der Brust zusammen. Die Stoffe waren schwer und dorb, mit Vorliebe trugen die Reichen die Brocade. Der Reiz lag im natürlichen Faltenwurf. Man muß die Bilder der Zeit, nam-entlich eines mit so reichem Formengefühl versehenen Künst-lers, wie Albrecht Dürer, betrachten, um zu sehen, wie die Zeit in Falten geradezu schwelgte. Dann kamen Schneidertünste hinzu, der Rock wurde kunstgerecht gefaltet, der schwere Stoff machte ihn steif und es blieb derselbe in jener glodenförmigen Gestalt, welche er in der langen folgenden Zeit der Formen-erichlung beibehielt. Man setze das Kleid einer Ausburgerin von edlem Geschlecht, einer spanischen Prinzessin aus den Tagen Philipps II. und seiner Nachfolger, man setze selbst die vor-



Patrizier-Tochter, Augsburg, XV. Jahrhundert.



Gesellschafts-Toilette, 1822.

Beispiele für jene Zeloten, welche der Mode den Hals abschneiden möchten und verkennen, daß in ihr der frische Geist des Wirkens und Schaffens sich regt, der keineswegs verwerflich ist.

In der Zeit von 1820—1830 begann die Mode sich jener Formen des 16. Jahrhunderts wieder zu nähern. Ein feist geschnidener Glodenrod, Puffärmel! Wir haben kraft unseres erleuchteten heutigen Schönheitsgefühles diese Mode stets für ganz absehblich häßlich gehalten. Die Zeitgenossen waren anderer Ansicht. Da nehme ich ein Mode-Journal von 1827 zur Hand und finde bei einem Kollegen im Handwerk ästhetisirender Mode-Plauderei sehr strenge wissenschaftliche Grundzüge, welche sie verteidigen.

Er hat die Gesetze der malerischen Composition studirt und weiß von der Regel, daß diese in Dreiecken sich aufbauen soll. Nun sagt er, ein Dreieck, welches mit einer Seite auf dem Boden stehe, erwecke den Eindruck des Sicheren, Standfesten. Ein Dreieck, das auf der Spitze stehe, erwecke den Eindruck des Leichteren, Schwebenden. Hierin liegt auch der Grundzug für die Kleidung. Ältere Damen sollen weite Kleider und kleine Hüte, junge Mädchen enge oder kurze Kleider und breit ausladende Kopfbedeckungen tragen. Nun geht es mit dieser dreieckigen Aesthetik wie mit anderen, noch geistreicheren Gesetzen der Kunst. Die Kunst wird nicht nach ihnen, sondern sie werden nach der Kunst fabricirt. Weil die Kleidung so dreieckig ausfiel, entstand bei einem wihigen Pariser Kopf das Gesetz, nach welchem Mama sich nach dem Princip der Pyramide und das Töchterchen nach dem des Kreisseles bekleiden sollte.

In der Zeit vor der Juli-Revolution und Louis Philipps machte die Mode die tollsten Sprünge, um die Oberkörper bedeutend erscheinen zu lassen. Die Puffen wuchsen in's Ungemeine, sie wurden gestieft und gefächelt, so daß die Schulterbreite das Doppelte der Natur zu erreichen schien. Man schneiderte den halben Oberarm mit in die Schulter hinein, man gab der ganzen Taille durch Nähte und Befätze eine Form, die in die Breite wies, machte sie thatsächlich zum auf der Spitze stehenden Dreieck, um sie leicht, schwebend erscheinen zu lassen. Jahrzehnte lang hat die Mode an diesem Problem ihre Phantasie erschöpft! Millionen von Frauen haben sich vor dem Spiegel gefreut, wenn sie ihre Gestalt nach dieser Richtung corrigiren konnten, ja kaum ein Maler hat beim Schaffen einer Idealgestalt diesem Streben nicht bis zu einem gewissen Grade gehuldigt: Man sehe die breiten Schultern, die Puffenärmel an den Frauen auf den Bildern der Düsseldorfer Schule.

Erst nach und nach erschlafte der Eifer. Die Aermelform wurde mehr und mehr vernachlässigt, das Formgefühl ermüdete für sie, seit die Crinoline es völlig absorbirte.

Wir will eben scheinen, als habe unsere Großmutter weniger der ästhetisch-pyramidale Ehrgeiz, als eben das Formgefühl zu ihrer Tracht geführt, und als entsiehe diese ganz logisch aus der Vorstufe, aus der letzten Mode.

Sie waren sehr eng, die Kleider der Zeit vor 1820, wie jene vor 1893, und die Frauen genossen an ihnen das Wohlgefühl, ihrer schönen Glieder sich bewußt zu werden. Sie opferten diesem fast ganz den Wunsch auf Erweiterung ihrer selbst. Nach und nach hatten sie alle Puffen und alle Bausche von sich abgeworfen und waren, abgesehen etwa von der Schleppe, in rein menschlicher, nicht künstlich gesteigerter Gestalt vor uns erschienen. Bis auf einen Punkt: Ueber der Schulter erhob sich je ein Höcker, ein unennbares Etwas, das für das Frauenauge schier unerträglich schien, auf das sich bei der allgemeinen Schlichtheit der Formen die größte Aufmerksamkeit richtete. Diese hohen Aermel sind es, um die das Formgefühl seinen Gestaltungsdrang schlang.

Man nahm den hochgeschmürten Rock der Zeit der Königin Luise wieder auf: bei ihm liegt der Schwer-

nehmen Damen aus den letzten Tagen Tizians — wie langweilig und wie handwerksmäßig nach Recept und Schablone angeheftet erscheint der Puffärmel und der Glodenrod!

Wären die Alten, für die Schaffensfreude des Formengefühles nicht mehr zugänglich allein am Ruder, so würde die Kleidung sicher nicht schöner. Das sieht man an der Kleidung unserer Bauern. Sobald es diesen schlecht erging, blieben sie in der Mode stehen. Unsere verschiedenen „National-Trachten“ sind stets sitzengebliebene alte Moden, die sich verjapst und verknöchert haben. Den letzten Rest der jups cloche, wie sie das 16. Jahrhundert erfand, und der Puffärmel jener Zeit sehen wir bei den Bäuerinnen von Altenburg, Dachau in Bayern, dann in Hessen und Westböhmen zu vollkommener Wüßgestalt versteinert — warnende

punkt in der veränderten Theilung des menschlichen Körpers. Er zerfällt nicht mehr in zwei etwa gleichwerthige Theile, sondern in einen sehr langen und sehr wenig geschmückten Unterkörper, und ein kurzes oberes Stück, auf welches das ganze Interesse hingewiesen wird. Dies reich auszubilden, dies alle Tage neu umzuformen, hier modelnd das Wirken des Formengefühles an sich selbst zu erleben — das war das Streben unserer Großmütter, wies das unserer Frauen ist.

Und der Glodenrod!

Als man lange genug die schlichten Kleider der „Biedermeierzeit“ getragen hatte, begann man ihnen einen Befay zu geben. Erst nur aufsteigender Streifen, so lange der Blick hauptsächlich auf den Oberkörper gelenkt werden sollte. Dann wurde der Streifen ganz unten am Saume zum Gegengewicht gegen die hohe Taille. Immer mehr lenkte er den Blick auf sich, immer höher stieg er am Kleid empor: Erst ein kleiner Befay, dann eine Stiderei, dann ein „Volant“, dann deren zwei, drei, immer mehr, bis endlich die Zahl der Volants geradezu zum Beweis der Eleganz wurde, wie die Zahl der Koffschweife an der Fahne zum Zeichen der Vornehmheit der türkischen Paschas.



Kostüm für den Landaufenthalt, 1830.

Die die Befätze am Rock stärker wurden, verlor dieser den freien Faltenwurf. Die Schleppe wurde unmöglich, der Stoff mußte stärker gefächelt, enger gefächelt oder steifer geschneidert werden. Der Rock verlor an Beweglichkeit, der Reiz, der eigenen Glieder durch ihn bewußt zu werden, hatte sich abgestumpft. Aber das Bewußtsein des erweiterten Wirkungskreises sprach mit: Ein kostbares Gefühl war es, daß nun der Rock leise schwanke seine eigenen Wege ging, wie ein lebendiges Glied den Körper im Umkreis erweiterte. Man machte ihn möglichst kurz, fußfrei, damit seine Gloden-Schwankungen nicht gehindert würden. Wie schwenkt er munter bei den Fangball spielenden Mädchen! Als die Frauen aber erst dies Gefühl kennen gelernt hatten, da gab's kein Halten mehr. Mit Fahnen und Standarten zog man der Crinoline entgegen: Meterweit im



Promenaden-Kostüm, 1831.

Umkreis allen Raum mit leise bewegtem Kleide in seine Obhut und Herrschaft zu bringen — das war ein zu erhabenes Gefühl, als daß man sich desselben gern wieder hätte berauben lassen.

Sichtlich sind wir auf dem Wege neuen Geschmacksformen entgegen. Die Eimen werden sie hastig ergreifen, schnell nachahmen und schnell wieder fallen lassen: Es sind wohl nicht die Tiefsten, aber künstlerisch Regiamsten. Andere werden langsamer und in bescheidener Weise ihnen folgen und lange bei der Form verweilen, die sich endlich ausgestaltet, vielleicht nie wieder sie ablegen: Es sind jene, welche mit den Jahren an Aufnahme-Fähigkeit nachließen oder von Haus aus eine gesunde Widerstandsfähigkeit gegen die Ueberreizung besaßen. Und Andere werden die kommende Mode eben so absehblich finden, wie bisher jede von den Alten verkopert wurde. Es sind die Formen-Ermatteten, deren Auge schönheitlich nicht mehr bildsam ist. Ich kenne alte Damen, die die Thorheit der Welt eifrig bekämpften und die Mode verkoperten, weil sie von der Crinoline losließ, die sie zwanzig Jahre nach ihrer Beiseitigung noch trugen. Sie sind nicht weiser wie jene, die in der Crinoline-Zeit nur den gestieften Rock und in der Zeit der gestieften Röcke die hochgeschmürten Kleider trugen. Denn sie führt nicht das Streben nach Schönheit, wie sie wohl meinen, zu ihrer Absonderlichkeit. — sonst müßten sie ja modelnd etwas Besseres gefunden haben als die veraltete Mode, — sie sind bloß zu stumpf, um die Wandlung der Zeit mit zu machen, der sie folgen würden, wären sie jung, bildungsfähig, künstlerisch erregbar!

Meiner Aesthetik letzter Satz ist also: Halte Dich frisch! So lange Du diesem folgst, werden Dir die Frauen gefallen, welche die Absicht haben, schön zu sein, und in denen der Formendrang so heftig wirkt, daß sie täglich vor dem Spiegel

an ihrem, von ihnen selbst doch gewiß sehr geschätzten, Gesichtchen zu ändern haben: Eine neue Schleife, ein anderer Hut, wohl gar hier und da eine discrete Nachhilfe.

Hörst Du aber auf frisch zu sein, dann gefallen Dir nur noch die klassischen Weiber — und diese erhabene Einseitigkeit möchte ich mir noch einige Jahrzehnte bei allem Respekt vor Hellas und Rom, vor Rafael und Tizian vom Hals halten! Das Klassische ist schön, sehr schön, aber es bedarf in seiner Anwendung der Individualisirung. Die Renaissance mit ihrer kräftigen Richtung auf das Persönliche hat sich stets ihre besondere Vorliebe für das Malerische zu erhalten gewußt. Ob Puffärmel und Glodenrod besonders dankenswerthe Manifestationen des Schönen sind, ist Geschmackssache, über die sich streiten läßt, aber man wird sich daran gewöhnen müssen, mit ihnen als Thatfachen zu rechnen. Und schließlich bleibt noch immer ein Trost: Selbst die größte Absonderlichkeit der Mode vermag einer wirklich schönen Frau nicht alle natürliche Anmuth zu rauben. Mag diese auch einmal gefährdet sein, schließlich bleibt sie doch siegreich.



A. L. in Regensburg. — Photographische Arbeiten gehören schon seit längerer Zeit in das Gebiet des Frauen-Erwerbes, und gerade die Metouche wird vielfach und mit Erfolg von weiblichen Händen geübt. Frankreich ist uns hier mit gutem Beispiel vorangegangen. Um die Frage näher zu beleuchten, hat die Pariser Syndicats-Kammer für Photographie längst auf der Ausstellung im Industrie-Palast eine größere Anzahl von Metouche-Arbeiten ausgestellt und ein Atelier für Metouche errichtet, mit dem ausgesprochenen Zweck, die Rentabilität solcher Arbeiten für Frauen zu erweisen und den Anstoß zur Gründung einer entsprechenden Lehranstalt zu geben.

G. v. D. in Stettin. — Für eine Geschichte des Brautkranzes fehlt es uns an Raum, dagegen sind wir in der glücklichen Lage, Ihnen über die für seine Herstellung verwendeten Blumen eingehende Auskunft zu geben. Den Brautkranz bilden in Deutschland im allgemeinen Kirtchenweize (im Schwarzwald auch Weißdorn-Blüthen), in Frankreich und England Orangen-Blüthen, in Italien und der französischen Schweiz weiße Rosen, in Spanien rote Rosen und Nelken, in Vittelhauen die Kante, auf den griechischen Inseln Weinlaub, in Böhmen, Krain und Kärnten Rosmarin, in Hessen künstliche Blumen oder Kränze mit vielen Bändern, in der deutschen Schweiz das „Schäppel“ von künstlichen Blumen. Brautkranzen sind üblich in Norwegen, Schweden und bei den Seeborn aus Silber, in Baiern und Schlesien aus Golddraht, Glassteinen und Zitter, bei den Finnen, bei den Wenden in der Lausitz und bei den Altendburger Bauern aus Papier, bei den Griechen in Athen aus kostbarer Filigran-Arbeit. Uebrigens war der Brautkranz bereits heidnische Sitte: im vierten Jahrhundert begann er sich auch bei den christlichen Trauungen einzubürgern.

A. J. in Brunn. — Ich in Kürze über die ganze moderne Frauen-Bewegung zu unterrichten, ist nicht eben leicht. Wenn Sie die durch unseren Artikel von Richard Waldow empfangene Anregung weiter entwickeln wollen, empfehlen wir Ihnen eine Broschüre von Ella Grulka, Verlag von „Schule und Haus“, Wien, Preis 30 Kr. Die geistvolle Verfasserin weist in dieser kleinen Schrift zunächst nach, daß die Frauen-Bewegung nicht etwas Gemachtes, sondern etwas Gewordenes ist, das mit geschichtlicher Nothwendigkeit auftritt, einerseits als die Folge des allgemeinen Bildungs-Fortschrittes, andererseits als das Ergebnis der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse. Sie verlangt, daß Mann und Weib einander geistig ebenbürtig gegenüberstehen, daß daher den Frauen die höchste Bildung zugänglich gemacht werde, — denn Bildung ist nicht bloß Mittel zu einem Zwecke, sondern Selbstzweck, — und kommt endlich zum Schluß, daß das Weib im Entwicklungs-Prozesse der Menschheit ein unentbehrlicher Factor sei, vorausgesetzt, daß es Weib bleibe, daß daher die Frauen nie veräußern sollen, nach edler Weiblichkeit zu streben, d. h. ihre allgemeine Aufgabe zu erfüllen, dann werde auch die gefährliche Klippe, die sogenannte „Emanzipation“, glücklich umschifft werden.

Eine alte Abonnentin E. W. — Schmidt-Cabanis hat unseres Wissens niemals mit musikalischer Composition zu thun gehabt. Früher Schauspieler, hat er sich später der humoristischen Literatur gewidmet und zeichnet sich besonders durch die seltene Formvollendung seiner poetischen Erzeugnisse aus. Was seinen Personentand anbetrifft, für den Sie sich besonders zu interessieren scheinen, so können wir Ihnen mittheilen, daß er seit langer Zeit glücklicher Familienvater ist.

H. v. in Varsko. — Die Bewertung englischer Roman-Uebersetzungen ist am sichersten bei großen Tages-Zeitungen zu erzielen, die großen belletristischen Bedarf haben. Mit kleineren Novellen wenden Sie sich beispielsweise am besten an die Redaction der in Berlin erscheinenden Post.

S. G. in München. — Die Gesellschafts-Etette ist, was das Tragen von Trauer-Kleidern anbetrifft, bei uns nicht so streng, wie beispielsweise in England. Jedenfalls sind vier Monate nach dem Tode Ihrer Mutter helle Farben zu vermeiden. Bei dem Verlobungsfest einer nahen Verwandten dürfte ein discretos Grau keinen Anstoß erregen.

A. J. in Malchow. — Hornberg ist ein Städtchen im Schwarzwald, in dessen Nähe sich die Ruine einer gleichnamigen Burg erhebt. Mit der Geschichte dieser Feste, vielleicht mit einer vergeblichen Belagerung, hängt die Nebenart „Das endet wie das Hornberger Schießen“ zusammen.

Luise K. in Ruffeln. — Den deutschen Text der Randolinata: „Es glänzt am Himmelsbogen des Mondes Silberchein“ können wir hier natürlich nicht abdrucken. Die Uebersetzung rührt von Ferdinand Gumbert her und ist zu beziehen von A. Järliner, Berlin, Behrenstraße 19.



Kleid mit Revers, 1830.



Gesellschafts-Toilette, 1830.